



# Der Deutsche im Osten

---

Frontreisen im Osten

---

Jahrgang 4

Mitte Dezember 1941

Heft 12

Postverlag Danzig

# INHALT

Seite

Hanns Strohmenger:	Der deutsche Soldat im Osten — Das Ergebnis einer Frontfahrt .....	755
Horst Joëwig:	Auf Strafen des Krieges ins „Paradies“ — Randnotizen von östlicher Frontfahrt .....	759
Senator Prof. Dr. Großmann:	Die Medizinische Akademie in Danzig — Ärztliches aus Vergangenheit und Gegenwart .....	764
Wilhelm Steinbrecher:	Die polnische Frau in der Volkstumspolitik .....	769
Mag Krause:	„Der Gesellige“ — Die alte Graudenzer Tageszeitung und ihr Wirken im deutschen Osten.....	775
Willy Hans Bannert:	Dies tristes et miserabilis — E. T. A. Hoffmann in Plock (Schröttersburg) .....	781
Werner Steinberg:	Kleine Reise durch O/S. ....	786
Detlef Krannhals:	Münchener Kunst in Danzig .....	789
Werner Bergengruen:	Die Steinblüte, Gedicht .....	793
Ottfried Graf Findenstein:	Der Apfel, Erzählung .....	794
Lothar P. Manhold:	Der Hahnenruf, Erzählung.....	799
Bücher — über und für den Osten .....		804
Anzeigenteil .....		807
Das Titelbild zeigt vom Seglertor aus gesehen das wuchtige Turmmaßiv der Johannis-kirche in Thorn.		

Die Bildvorlagen sind von:

Landesfremdenverkehrsverband Danzig-Westpreußen (Grimm), Seite 753; Sammlung Handke, Berlin, Seite 770, 771, 772, 773, 774; Städt. Kulturamt Schröttersburg, Seite 783; Bildstelle des Kulturamtes der Hauptstadt der Bewegung, München, Seite 790, 791, 792; Kunstdrucktafeln I, II, III, IV.

---

## Die Mitarbeiter dieses Heftes:

Willy Hans Bannert, Labiau; Werner Bergengruen, Solln b. München; Ottfried Graf Findenstein, Buchfelde; Senator Prof. Dr. Großmann, Danzig; Dr. Horst Joëwig, Danzig; Dr. Detlef Krannhals, Danzig; Dr. Mag Krause, Marienwerder; Werner Steinberg, Rattowitz; Wilhelm Steinbrecher, Bromberg; Hanns Strohmenger, Danzig; Lothar P. Manhold, Danzig.

---

Hauptschriftleiter: Dr. Detlef Krannhals, Danzig. Schriftleitung: Dr. Detlef Krannhals — Hanns Strohmenger. Verlag: „Der Danziger Vorposten“ G. m. b. H., Danzig. Gesamtauslieferung: Vertriebsleitung des Gauverlages „Der Danziger Vorposten“ G. m. b. H., Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12. Bezugspreise: Vierteljährlich RM. 3,50, Einzelheft RM. 1,50. Durch alle Buchhandlungen und sämtliche Postanstalten zu beziehen. Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt.

---

Druck: A. B. Rasemann, Danzig. Anzeigenverwaltung: „Der Deutsche im Osten“, Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12. Ruf: 225 51. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Leo Meißner, Danzig. Zur Zeit ist Anzeigenpreislifte Nr. 3 gültig. Zuschriften nur an „Der Deutsche im Osten“, Danzig, Elisabethkirchengasse 11/12.





# Der Deutsche im Osten

Monatschrift für Kultur, Politik und Unterhaltung

Jahrgang 4

Mitte Dezember 1941

Heft 12





Hanns Strohmenger  
Der deutsche Soldat im Osten  
Das Ergebnis einer Frontfahrt

Wir stellen unserem Dezemberheft zwei Schilderungen von Frontfahrten in verschiedene Abschnitte des großen Ringens im Osten voran. Mehr als jede theoretische Auseinandersetzung um den sich vor unseren Augen anbahnenden Vollzug einer riesenhaften deutschen Landnahme im Osten geben sie einen Einblick in den Vorgang der säkularen Wandlung des politischen und menschlichen Bildes, das sich heute zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meere vollzieht. Die Auseinandersetzung des deutschen Menschen mit dem Osten ist in seine Entscheidungspphase eingetreten. Zeitlich muß dieses Ringen mit völlig anderen Maßstäben gewertet werden, als alle anderen Feldzüge dieses Krieges, politisch stehen wir nach der gefallenen militärischen Entscheidung, nach der Bildung des Reichsministeriums für die besetzten Ostgebiete, mitten in jener Phase, in der der deutsche Mensch beginnt, sich den erstrittenen Raum für alle zukünftigen Forderungen, die der Krieg und die Zeit an ihn stellen, dienstbar zu machen.

Wir haben gelernt, hinter den sorgfältig abgewogenen, kühl-sachlichen, scheinbar leidenschaftslosen Worten des deutschen Wehrmachtsberichtes die ganze Größe und Weite der Leistung unserer Truppen zu erkennen und wissen, daß hinter einem so schlichten und kargen Satz wie: „Die Operationen im Osten wurden planmäßig fortgesetzt“ sich das ganze Ausmaß der überlegenen deutschen Kriegführung verbirgt, angefangen von der umfassenden strategischen Planung des Führers, zu den kühnen Operationen der Heerführer, der Einsatzbereitschaft und vorbildlichen soldatischen Haltung jedes einzelnen Offiziers, bis zu der Ausdauer und Zähigkeit, der Tapferkeit und Opferbereitschaft des letzten deutschen Soldaten. Alles, was die deutsche Wehrmacht so unüberwindlich gemacht hat: ihr einzigartiges Menschenmaterial, ihr Geist, ihre Führung, Ausbildung und Disziplin, ihre hervorragende Bewaffnung, ihre unwiderstehliche Stoßkraft — alles steckt in der schlichten Selbstverständlichkeit eines solchen Satzes.

Aber es steht dahinter noch viel mehr, was sich mit wenigen Sätzen gar nicht umreißen läßt, was sich bei aller Kenntnis der Dinge aus der Entfernung auch nicht offenbart, was eben erschaut, miterlebt sein muß.

Wir fuhren 3000 Kilometer über die Rollbahnen der Heeresgruppe Nord im Raum zwischen Ostpreußen und Leningrad. Wir standen in Eydtkau an den Grenzbefestigungen der Sowjets, wir grüßten in Dünaburg ehrfurchtsvoll die gefallenen Helden der Dünabrücke, gewannen in Ostrow und Pleßkau das Bild sowjetischer Städte, sprachen mit gefangenen Bolschewisten und mit den Eingeborenen der schmutzigen Dörfer und verkommenen Städte, besuchten in Dorpat die Schauplätze bolschewistischer Greuelthaten, standen an den Ufern des Peipussees, erlebten in Narwa zwischen den Mauern der Hermannsfestung und Zwangorods die östliche Kulturscheide, besuchten die Verteidigungszone von Leningrad, schauten in das minutiöse Getriebe eines deutschen Generalstabes, erstaunten vor der Organisation und der Präzision eines Vormarsches, blickten von der Höhe eines eben erkämpften Hügels auf die „Hauptstadt der bolschewistischen Revolution“, erfahsten das Schlachtbild des modernen Krieges, waren Zeugen der verbissenen Abwehr der Sowjets und fuhren zurück durch das Ostland, grüßten die alten Städte Reval und Riga, erlebten die Auswirkungen einjähriger Bolschewistenherrschaft und die Zerstörungen des Krieges und fuhren wieder heimwärts,

zurück in die Welt der Ordnung und der Sauberkeit.

Mit so wenigen Sätzen läßt sich der äußere Ablauf der Reise umschreiben, wie gering aber ist damit noch die Aussage über das innere Erlebnis des Geschautes. Langsam nur formt sich die unendliche Fülle der Bilder und Eindrücke zur Ganzheit des Erlebten und wird begrifflich klar und gebrauchsfertig.

Aber eines steht von der ersten Sekunde an beherrschend über allen Einzelheiten: die Achtung vor der ungeheuren Leistung des deutschen Soldaten, der sich auf allen Kriegsschauplätzen der Welt Ruhm und Ehre erworben hat, der im Osten aber seine größte und entscheidendste Leistung vollbringt. Denn ohne den Kämpfen in Polen, Norwegen, Frankreich, Jugoslawien und Griechenland auch nur ein Jota ihrer Schwere und Bedeutung zu nehmen, kommt man rückläufig nicht um die Feststellung herum, daß sie nur Vorstufen der Entscheidung gewesen sind. Denn schon der erste Schritt über die Grenze des Sowjetstaates beweist uns, was sich hinter ihrer hermetischen Verschlossenheit vorbereitet hat. Mit einem Schlage enthüllt sich uns die Sphinx Sowjetunion, die wir lange genug von weither betrachtet haben, in ihrer furchtbaren Wirklichkeit. Wir stehen erschüttert vor der graußigen Realität einer Völkertragödie und haben wir bis dahin mit der verhängnisvollen deutschen Sucht, auch bei dem verhaßtesten Gegner noch Werte zu erkennen und anzuerkennen, noch geglaubt, daß dieses Staatengebilde den Menschen seiner vielen Völker vielleicht doch eine Lebensform gegeben hat, die sie glücklich macht, so erkennen wir jetzt die absolute Leere eines Systems, das in 25 Jahren nichts anderes erreicht hat, als Millionen von Menschen den Lebensinhalt zu nehmen und sie zu wesenlosen Werkzeugen einer erstrebten künftigen Weltbolschewisierung zu machen.

Diesem einen beherrschenden Ziel hat sich alles unterordnen müssen, das staatliche Leben und das Leben des Einzelnen, die soziale Gesetzgebung, die den Durchschnittsmenschen auf die niedrigste menschliche Daseinsform drückte, die Erziehung, die ihn zu einem willfährigen Werkzeug

des Bolschewismus machte, die Landwirtschaft und die Industrie, die das Rüstungspotential steigern mußten, die Außenpolitik, die die Weltmachtstellung der Sowjetunion festigen sollte — was man auch immer nehmen mag, alles war darauf abgestimmt, die Vorbedingungen der künftigen Weltherrschaft zu schaffen. So schuf sich die Sowjetunion die größte Wehrmacht der Welt, um einmal der größte Machtfaktor der Erde zu werden.

Diesem drohenden Koloss entgegenzutreten konnte nur einer auf der Welt wagen: der deutsche Soldat, der — ausgebildet wie kein zweiter, versehen mit der besten Waffe, der besten Führung, erprobt in den härtesten Schlachten, besetzt von der reifsten und größten menschlichen Idee, gelenkt von dem Willen des hervorragendsten Mannes der Gegenwart — unbeflegbar über die Schlachtfelder schreitet und die Zukunft Europas auf seiner Schwertspitze trägt. Er hat in sechs Monaten des harten Kampfes das Unerwartete zu vollbringen vermocht, er hat in gewaltigen Schlägen die Kraft des Feindes zerbrochen, hat seine Armeen zerschlagen, seine Waffen erobert, seine Städte gewonnen, Landwirtschaft und Industrie des Feindes sich selber nutzbar gemacht. Der Drache der Weltrevolution liegt am Boden, um sich nie wieder zu erheben. Eine Gefahr ist von Europa und der Welt abgewendet, wie sie größer nie zuvor bestanden hat. Ist der Kampf auch noch nicht beendet, so sind doch die Tore zum Osten endgültig aufgestoßen und die Weite des Raumes liegt offen vor uns.

Will man im einzelnen nach der Leistung des deutschen Soldaten im Osten fragen, so kann man sie nur durch Beispiele anzudeuten und zu umreißen versuchen.

Wir standen bei Dünaburg in einem Gefangenen sammellager und sahen den bezwungenen Gegner des deutschen Soldaten. Wir sahen und sprachen sowjetische Soldaten, Offiziere und Kommissare, Menschen der verschiedensten Völker und Rassen — und es schien uns, als dürften wir an ihnen weder das Wort Mensch noch das Wort Soldat mißbrauchen. Es waren elende und zerlumpte Gestalten, stumpfe, tierische Kreaturen ohne Denken



und Fühlen, nur mit den primitivsten Instinkten behaftet. Auch als Soldaten Menschen ohne Bewußtfeins-handlungen, willenlos Getriebene, denen das Leben wertlos, der Tod darum nicht schlimmer als das Leben ist. Sie arbeiten auf Befehl, sie marschieren auf Befehl, sie schießen auf Befehl, kämpfen mit verzweifelter Verbissenheit, solange sie einen Herrn über sich fühlen und werfen die Waffen zu Boden, wenn keiner sie antreibt. Sich selbst und ihren Instinkten überlassen, sind sie Bestien ohne menschliche Empfindung und jeder Gewalttat fähig. Sie sind nicht Bolschewisten, weil es ihre Überzeugung ist, sondern weil der Bolschewismus die ihnen gemäße, niedrigste Lebensform ist.

Ihnen und ihren Kampfmethoden steht im Felde der deutsche Soldat gegenüber. Bisher gewohnt, auch im Feind den Soldaten zu achten und zu ehren, ritterlich in seiner Kampfweise, die gleiche Ritterlichkeit von dem Gegner erwartend, in jeder Situation offen, ehrlich und anständig, hat der Deutsche im Osten völlig umlernen müssen. Der gutmütige Muschik des Weltkrieges ist nicht mehr. 25 Jahre bolschewistischer Praxis haben ihn physisch und moralisch beseitigt. Der Sowjetarmist ist hinterhältig und verschlagen, gewandt in den gemeinsten Listen und Tücken. Seine Kampfmethoden sind der ausschweifenden Phantasie von Gewohnheitsverbrechern entsprungen und lassen sich hier im einzelnen gar nicht darstellen. Ihnen gegenüber gibt es keinen fairen Kampf, sondern Vernichtung. Und anderes erwarten sie auch nicht.

Nicht sehr viel anders die Offiziere und Kommissare. Manche unter den Offizieren fühlen sich als reine Berufssoldaten, denen der Krieg Erfüllung ihrer beruflichen Aufgabe bedeutet und denen es gleichgültig ist, wie der Staat aussieht, für den sie kämpfen. Die meisten aber, die aus dem Arbeiterstand hervorgegangen sind, und sämtliche Kommissare fühlen sich aus der Masse gehoben, sie sind Mitträger, Teilhaber des Systems und seine Nutznießer. Sie wissen, daß sie ihre Führerstellung nur so lange einnehmen, wie die andern dümmer sind als sie selbst. Darum haben sie ihrer Stellung bedenkenlos ihr soziales Empfinden, ihr

Gewissen, ihr Herz geopfert und helfen mit, die Masse so dumpf und unwissend zu erhalten, wie sie ist. Sie sind Bolschewisten, weil es ihnen besser geht als den andern. Sie kämpfen nicht unter Befehl, sondern mit persönlichem Einsatz, denn für sie geht es um die Existenz, um ihr bißchen Besserleben. Darum sind sie Fanatiker des Systems und aktive Werkzeuge der düsteren Gestalten, die im Hintergrund stehen.

Wollen wir diesen graufigen Bildern das helle Antlitz des deutschen Soldaten gegenüberstellen, um allein aus der Typenzeichnung die Kräfte des Sieges deutlich zu machen, so brauchen wir nur die Atmosphäre einer deutschen Vormarschstraße lebendig zu machen. Da rollen unaufhörlich die Tausende von Wagen an uns vorüber, die Truppen und Material in die vorderste Linie bringen. Und von all diesen Wagen schauen uns die Gesichter der deutschen Soldaten an. Das sind die Tapferen, die schon tausend Kilometer Schlachtfeld hinter sich gelassen haben, die über die Düna gegangen sind, die Stalinlinie durchbrochen haben, die unzählige Bunker geknackt, Panzer vernichtet, Flugzeuge herabgeholt, Armeen aufgerieben und gefangen haben, die marschiert sind und gekämpft haben, unermüdlich und zäh, in Sommer, Herbst und Winter, die alle Mühen und Gefahren auf sich genommen haben und nie verzagten, die weiter marschieren und weiter kämpfen, so lange der Führer sie braucht. Da ist jeder Einzelne ein Kerl, der weiß, um was es geht, der blindlings zu gehorchen versteht, weil er den Willen kennt, der ihn lenkt. Sein Todesmut ist nicht Verachtung des Lebens, sondern das heilige Wissen um die Aussaat des Blutes. Er rennt nicht dumpf und willenlos in den Tod, sondern opfert sich mit vollem Bewußtsein der Größe und der Zukunft seines Volkes. Diese Bereitschaft zum letzten Einsatz macht sie ernst und würdevoll und zeichnet harte Linien in ihre Gesichter, aber sie nimmt ihnen doch nichts von der unverdrossenen Heiterkeit des echten Soldaten, dessen Augen leuchten und dessen Mund ein stolzes Lachen trägt.

Wie diese Soldaten, die auf ihren Fahrzeugen an uns vorüber zur Front fahren und ein fröhliches Lied dabei singen, so sehen sie alle aus, die wir hier treffen: die Bausoldaten, die noch unter feindlichem Beschuß die Granatlöcher zuschütteten, um diese Straße für den Vormarsch befahrbar zu machen, die jungen Männer des Reichsarbeitsdienstes, die mit dem Karabiner über der Schulter die Balken zum Bau einer Brücke zusammenschleppen — jeden Augenblick gewärtig, von zerstreuten Bolschewisten oder Partisanen angegriffen zu werden, — und nicht minder die meist älteren Männer der Organisation Todt, die überall Hand anlegen, wo Not am Mann ist, ob vorne im Kampfraum oder in den rückwärtigen Linien. So sehen sie alle aus: der Sturmtruppenführer, der den Feind aus seinen Gräben holt, der MG.-Schütze, der sich den Eingang eines verteidigten Dorfes erkämpft, der Rad-Melder, der über die zerschossenen Straßen saust — wer wollte sie alle aufzählen, die — jeder an seinem Platz — in ihrer Gesamtheit das Bild des deutschen Soldaten abgeben.

Und sprechen wir vom deutschen Offizier, so steht mir der Hauptmann vor Augen, der auf einem soeben genommenen Hügel im engeren Befestigungsgürtel von Leningrad mit leuchtenden Augen schildert, wie seine „Jungens“ einen der großen, überschweren Sowjet-

tanks haben hochgehen lassen, wie sie diesen Hügel im Sturm genommen, die Gräben aufgerollt und die Sowjets fertig gemacht haben. Mit einer Begeisterung schildert er die Taten seiner Soldaten, aus der noch das Feuer des eben erlebten Kampfes spricht, und wer ihm dabei in die Augen sieht, der spürt, daß es eine Freude sein muß, solch einem Manne zu folgen. Und im selben Augenblick zerfällt der Vergleich zwischen einem bolschewistischen „Offizier“ und einem deutschen in ein Nichts. Zwei Welten tun sich auf, die nichts miteinander gemein haben, die zu vergleichen ein Widersinn wäre, wollte man nicht den einen, der menschlich und soldatisch so turmhoch über seinem Gegner steht, damit beleidigen.

So schritten wir an den Stationen dieses Krieges vorüber, sahen die Spuren der Kämpfe, erlebten die Weite des eroberten Raumes und sahen die Gesichter der Sieger. Mit jedem Schritt, den wir weiter nach Osten kamen, ermaßen wir die Größe des Kampfes, der sich hier abspielt. Vor unserem geistigen Auge formte sich dabei ein Bild der Zukunft: wir sahen den deutschen Soldaten als Herren über das eroberte Land gehen, die öden Felder blühten auf und trugen reiche Ernte und über der Weite des Landes stand blau der Himmel und barg in sich die Gewißheit einer langen, glücklichen deutschen Zukunft im Osten.



Horst Joswig

## Auf Straßen des Krieges ins „Paradies“

Randnotizen von östlicher Frontfahrt

Es ist noch stockdunkel, als unsere Wagen sich zur Frontreise ostwärts aus Berlin herausstottern. Es ist bei der Verdunklung eine veräußelte Arbeit, sich durch eine selbst bekannte Stadt hindurch zu finden. Die Fahrer schimpfen denn auch, als säßen wir bereits auf sowjetischen Straßen. Die ersten vorbeidonnernden Stadtbahnzüge rufen uns das „Gottbefohlen“ der Hauptstadt zu.

Und dann nimmt die Landstraße uns auf. Das Herz schlägt höher, denn ostwärts geht die Reise.

Als wir am Ende unseres ersten Fahrtages Feierabend ausriefen, da standen wir genau wie die beiden Ford V 8, die überrascht die Kühler Spitze in den Nachtwind hoben, der über die östliche Ebene strich, noch in angenehmer Überraschung vor dem Rückblick über diesen Tag. Unsere Überraschung galt dem Zustande der Straßen, die wir gesehen hatten. Das war ein erstes Zeichen deutscher Arbeit gewesen: wo sich einst die unglaublichen Wege hinzogen, die den Ausdruck „polnische Straßen“ weltberühmt machten, da waren wir über gebrauchsfähige Bahnen gerollt, hatten Posen, Warschau zurückgelassen, waren an der ehemaligen Gouvernements- und Sowjetgrenze angekommen und hatten einen ersten Begriff davon bekommen, was deutsche Verwaltung in knapp zwei Jahren erreichen kann, wo polnische Regierungen in fast zwanzig Jahren Nachkriegsherrschaft nicht einmal den Ansatz finden konnten, um der „polnischen Wirtschaft“ ein Ende zu machen.

Aber da, wo der Drang zum Badezimmer anfängt, da hörte unsere Freude über die vorgefundenen Verhältnisse auf.

Wir mußten uns akklimatisieren, uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß wir auf der Skala des Kulturgefälles ostwärts weiter abgeglitten waren als die Kilometerzahlen auf dem Schaltbrett uns anzeigen konnten. Wir standen in einer neuen Welt. Das wollte uns in der Weite der Bedeutung noch kaum aufgehen, weil im Rattern des Motors der ansteigende Summton ansahrender Stadtbahnen noch weit auf dem Wege durch den Warthegau und das Generalgouvernement mitklang. Aber als wir abends die Decken in der Lagerbaracke dicht um den Körper wickelten, da hatten wir bereits einen kleinen Einblick gewonnen, nahmen ihn mit in die erste Nacht auf östlichem Boden, wiewohl hier noch alles in den Anfängen blieb, auch die beinahe schon erwartete Berührung mit ungebetenen Nachtgästen ausblieb. Die stießen erst zu uns, als wir auch die ehemalige Sowjetgrenze überschritten hatten.

Man akklimatisiert sich schnell. Zwar opfert man dabei viel von der Romantik, die beim ersten Blick hinter den halb verfallenen Hütten am Wege zu träumen scheint. Wenn man einmal näher herangetreten ist und Einblick gewann, den Geruch und den Eindruck stidigen Vegetierens mitnahm, der hinter der romantischen Fassade in fast allen Fällen verborgen liegt, dann möchte man als Deutscher doch lieber mit der Romantik ausgeräumt wissen, um der Ordnung Raum zu schaffen.

Wir hatten es vielfach nicht mehr erwartet, aber als wir die Sowjetgrenze überschritten hatten, da lernten wir begreifen, daß selbst polnischer Dreck noch überboten werden kann. Man wird

Zeuge einer fast unwahrscheinlichen Volkstragödie, wenn man sich im Sowjetlande mit offenen Augen umsieht.

Es ist oftmals schwer, noch den Namen Mensch zu gebrauchen, wenn man eine der Gestalten, die man zu Tausenden antrifft, zerlumpt, verdreht einher-schleichen sieht; wenn Kinder, in ver-wahrloste Lumpen gekleidet, herantreten, um ein Stückchen Brot zu betteln; wenn in stumpf herumhockende Gestalten, die auf abgetretenen Stufen vor stückigen Wohnungen sitzen, plötzlich Leben kommt, sie sich auf einen fortgeworfenen Ziga- rettenstummel geradezu stürzen. Es sind tote Gestalten, die durchs Leben stol- pern, wohin sie gestoßen werden. Sie ge- horchen willenlos, wo sie eine Hand über sich wissen, die Gewalt verkörpert. Sie gehen in den Kampf in apathischer Stur- heit, weil es ihnen befohlen wurde. Sie kämpfen, solange die befehlsmächtige Hand über ihnen steht. Sie morden den Träger dieser Hand, wenn sie merken, daß seine Gewalt im Weichen be- griffen ist.

Wir sahen diese Kreaturen in Gefan- genenlagern hinter Stacheldraht. Hier lernt man begreifen, daß sie unter den Sowjets gelernt haben, vom Leben nichts zu erwarten. Sie sind den Deutschen — so hat es den Anschein — fast dankbar für ihr Gefangenenschicksal. Sie erhalten zu essen, dürfen schlafen, das will ihnen offenbar unglaublich erscheinen. Es wird erzählt, daß oftmals mehr Gefan- gene im Zuge zurückkommen als morgens zur Arbeit hinausgingen. Bei der Arbeit sind sie willig. Sie fühlen wieder eine Macht über sich, der sie willenlos gehor- chen. Sie legen sich zwischen die Schienen der Eisenbahnzüge, wenn sie Pause in der Entladung haben, suchen zwischen den Geleisen Körner auf, die aus irgend- einem Sack herausgefallen sind und essen sie. Nicht weil sie Hunger leiden, sondern weil es ihrem „Lebensstil“ entspricht. Sie beschäftigen das mit lebhaften Gesten.

Man ist oft geneigt, dort Propaganda zu wittern, wo die wahrheitsgemäße Schilderung der Zustände in der Sowjet- union in Beispielen versucht wird. Wahrhaft, die Mittel jeder Propaganda scheinen fast zu gering, um Wahrheits- nähe in die Schilderung zu bringen, wenn

man sie vor Menschen trägt, die in mitteleuropäischem Denken und Fühlen leben.

Wenn man kranke Menschen auf der StraÙe liegen sieht, die offenbar nur auf den Tod warten, ohne daß im geringsten einer der Vorübergehenden den Kopf danach hebt, so sehr ist der Begriff Elend ihnen Selbstverständlichkeit geworden; wenn man in den Panzern am Wege die Leichen der gefallenen Sowjets, um die die vormarschierenden deutschen Sol- daten sich nicht kümmern konnten, ver- modern läßt, ohne daß die Bewohner im geringsten daran denken, ihnen ein Grab zu schaufeln; wenn man dagegen die blumengeschmückten deutschen Gräber sieht, wenn man in Hütten in Städten, in Räumen, wo mehrere Menschen über- nachten, kein Bett entdecken kann, nur Lumpenbündel, undefinierbar, hier und dort, dann begreift man, daß mittel- europäisches Denken hier kein Recht hat und auch nichts „erklären“ kann.

Eine Frau am Wege erzählte uns von den Lebensbedingungen in Berditschew. Mit 16 Personen aus drei Familien sollte sie mit ihrer fünfköpfigen Familie im gleichen Raume einer Baracke „woh- nen“. Als Arbeitslohn konnte ein Arbei- ter mit höchstens 300 Rubeln rechnen, im Durchschnitt der Nichtschwerarbeiter aber nicht einmal mit 150. Es hat wenig Zweck, dafür den alten Gegenwert von 1 Rubel gleich 0,50 Pfennige anzugeben, wenn man nicht in Rechnung stellt, daß ein Kilo Fleisch z. B. an 20 Rubel kostete. Der Bauer drauÙen im Lande arbeitete für den Staat auf einem Boden, der ihm nicht gehörte. Auch seine „Entschädigung“ war zuviel zum Sterben, zu wenig zum Leben.

Man muß System hinter diesen Me- thoden erblicken, wenn man sie so in der Breite angewandt sieht, wenn man hört, daß die Bauern vom Lande weg in die Städte getrieben wurden, um dort im breiten wurzellosen Proletariat aufzu- gehen. Und es ist nicht einmal schwer, zu erkennen, welches das System war, das damit verfolgt wurde, daß man eine breite Masse Mensch schuf, deren Niveau so tief wie möglich gehalten war. Je sturer diese Masse, je weniger sie irgend- einen Halt hatte, — dazu wurde auch



die Kirche verboten —, desto leichter war sie lenkungsfähig. Nach der Ausrottung aller Kreise, die intelligenz-verdächtig waren, hatten die sowjetischen Herrscher sich ein gefügiges und in seiner Masse ungemein gefährliches Instrument geschaffen, mit dem sie gewiß sein konnten, jederzeit ihre Position verteidigen zu können. Geschult und fanatisch vorbereitet wurden denn auch im Grunde nur die Kommissare und Funktionäre, die sich bewußt waren, durch die rücksichtslose Unterdrückung der Masse ihre eigene Stellung, ihre Lebensart, die sich über die der Masse weit erhob, gesichert zu erhalten. Sie hezen heute die von ihnen bewußt entmündigten Massen in den Kampf, deren Todesverachtung nichts mit Vaterlandsliebe zu tun hat, sondern nur aus der Hoffnungslosigkeit ihres Lebens erwächst. Denn was sollen diese Menschen vom Leben erhoffen, die wir auf den Märkten der Städte ihre „Ware“ verkaufen sahen. Da sahen die Frauen hinter ihren buchstäblich zehn Äpfeln oder fünf Zwiebeln, die sie auf den hier üblichen festaufgebauten und überdachten Tischen ausgebreitet hatten, saßen Stunden und Stunden. Was sie mit dem „Erlös“ ihres Handels anfangen konnten, das mochte man sich aus ihrem Aussehen zusammenreimen, das von Lumpen Elend und Entbehrung sprach.

Der Karabiner stößt im Wagen klappernd gegen Feldflasche und Brotbeutel. Von Zeit zu Zeit faust das Stativ unseres Bildberichterstatters dem Mann auf dem Hinteritz vom Liegeplatz hinter der Rücklehne in das Genick. All das Zeichen dafür, daß wir abseits der wenigen großen militärischen Straßen auf typisch sowjetische Straßenverhältnisse gestoßen sind. Wir ermessen, was auf solchen Wegen die Nachschubfahrer der Wehrmacht leisten, mit ihnen die Männer der NSKK.-Kw.-Transportbrigade-Heer.

Am Abend sehen wir sie bei ihren schweren Wagen. Auf dem weiten Hof der ehemaligen Sowjetkaserne sind sie nach der Tagesarbeit aufgefahren. Kleine Reparaturen werden hier selbst durchgeführt, größere drüben beim Werkstattwagen gemeißert, der auf der anderen

Seite der Straße auf freiem Feld Position bezogen hat, dicht neben den ausgebrannten Hausstrümmern, über deren Mauern sich die dünnen Finger der Kamine trostlos öde in die Luft recken. Ein schriller Pfiff in den Korridoren der Kaserne kündigt an, daß für heute Feierabend ist. Es wird schnell dunkel. Draußen vor dem Fenster sehen wir noch die Wasserholer an der Arbeit, die mit den Wasserbehältern aus Leinen oder Blech auf dem Wege zum entfernt vorbeischießenden Bach sind, da diese Sowjetkasernen weder Wasser noch Licht noch Latrinen enthalten, noch Brunnen in der Nähe aufzufinden sind. Wir löschen die Funzel und legen uns nieder auf die Heupritsche, über die unsere Decken gebreitet sind. Das Schifferklavier und der Gesang sind verstummt. Der Wind zieht durch die geborstenen Scheiben ins Zimmer, daß wir uns enger in den feldgrauen warmen Mantel hüllen. Mit dünnem Licht überstreut das Mondlicht die öden, speckigen Fensterrahmen, hüllt den Tisch, die Stühle, die engen schrankartigen Verschlüge in Dämmerlicht, daß man ihre trost- und farblose, zerbeulte Fläche nicht sieht, auf der der Schmutz der sowjetischen Vorbewohner seine Spuren hinterlassen hat, obwohl der Reichsarbeitsdienst hier vor dem Bezieren erfolgreich säubernd und vor allem entwanzend gewirkt hat. Der Nachbar schnarcht schon verhalten, wir wünschen uns gute und ungestörte Nacht und hoffen, daß heute der vereinzelt Sowjetflieger nicht kommen möge, der hier seine Privatleidenschaften zu verfolgen scheint.

Am Abend vorher hatte er uns überrascht, als wir im Gespräch nach dem Essen beisammensaßen und in die dunkle Petroleumlampe hineinphilosophierten über Krieg und Frieden, bis er kam und in 250 Meter Entfernung etwa einen lauten Punkt hinter unsere Diskussion setzte. Er ist regelmäßiger Gast hier, hat keinen Schaden bislang angerichtet und wird es in seinen Solosflügen auch nicht können. Immerhin beweist sein Privatfliegertum, daß die Sowjets mit ihrer Fliegerei nicht mehr allzuviel auf die Beine zu stellen imstande sind.

Wir stapfen auf der russischen Landstraße voraus. Vorüberfahrende Kolon-

nen zwingen uns dann und wann, im Straßengraben Zuflucht zu suchen, wenn sie über die holprige Landstraße in langen Staubfahnen einhergerasselt kommen. Da ein Gehsteig nicht besteht, ist es schwierig, an der abschüssigen Seite des Grabens neben der Straße einherzuklimmen. Die Stiefel sind bald mit Staub überzogen, den wir immer noch lieber sehen, als die dicke Erdkruste von den aufgeweichten Straßen der Vortage um Sohlen und Oberleder, die beim Putzen der Stiefel geradezu abgeklopft werden muß. Diese verheulenen Regentage haben es ohnehin in sich. Wir haben noch die unter der durchnähten Zeltwand daheradelnden Kolonnen der Vortage in Erinnerung. Wir konnten ermessen, was es bedeutet, tagelang auf aufgeweichten Straßen durchnäht voraus zu müssen, nicht einmal gewiß, zur Nachtzeit ein Dach über dem Kopf zu haben, wo die Kälte sich empfindlich bemerkbar macht. Es ist Großes, das hier von unseren Soldaten verlangt und geleistet wird.

Ein Wagen nähert sich, hält dicht neben uns. Ein Offizier in ausländischer Uniform beugt sich heraus, grüßt kameradschaftlich, fragt in gutem Deutsch nach dem Wege. Es sind Rumänen, die im Wagen sitzen. Solche Begegnungen mit den Waffengefährten Deutschlands kann man auf den Straßen der südlichen Ostfront allerorts machen.

Unser Weg gilt dem Unterkunftsort einer Kompanie der NSKK.-Kw.-Transportbrigade. Nicht weit vor der Stadt hat sie ihr Heim bezogen. Wir sitzen mit dem Hauptsturmführer im Garten seiner Unterkunft, die ehemals mit den flachen einstöckigen Häusern zum großen Komplex von sowjetischen Kasernennebenbauten gehörte. Die Wege sind uneben, die Rasenflächen niedergetreten, die Bretter des Holztisches im Freien roh gefügt. Rechts der freie Platz, von Bäumen gerahmt, dient als Reparaturwerkstatt. Ein eifriges Hämmern und Schrauben geht um die schweren Lastwagen, bis wieder einer mit lautem Brummen den Platz verläßt.

Es beginnt bereits zu dämmern. Vorübergehende Fahrer im Monteuranzug bleiben vor dem Anschlagbrett

stehen, das, mit weißen Zetteln behaftet, an einem Baum hängt. Der DKW.-Bericht des Tages findet die besondere Aufmerksamkeit. Hier und da flackert nach dem Dienst ein Feuer auf, wo ein Sonntagsbraten in eigener Regie nach der Tagesarbeit geschmort wird. Gelegentlich löst sich eine Gestalt aus der dunklen Reihe der abgestellten Wagen und strebt dem Feldpostkasten zu, der auf den Treppen vor dem Eingang zur Schreibstube wartet. Feierabend . . . Aus dem Innern der Räume tönt über das Stimmengewirr hinweg der Ton einer Ziehharmonika, die deutsche Lieder über die russische Weite trägt.

Wir sprechen von den überall am Straßenrand liegenden Zeugen für die gewaltige Rüstung der Sowjets. Wir hatten viel erwartet, aber was wir am Rande der Vormarschstraßen sahen, übertraf unsere Erwartungen weit. So wenig man für die Bevölkerung, für eine Weiterentwicklung im allgemeinen tat, so zielbewußt richtete man alle Energie unter schonungsloser Ausnützung der Arbeitskraft von Männern und Frauen auf die Rüstung. Das klare Ziel im Hintergrund war der geplante Stoß gegen Europa mit der dahinrollenden Kraft einer Lawine der stumpfen ungezählten Masse und der gigantischen Rüstung. Panzer am Wege, einzeln, in Kolonnen, verbrannt, zerschossen, Bunkerlinien in knapp zwei Jahren seit der Besetzung der ostpolnischen Gebiete errichtet, Magazine und Läger, sie erzählen von einer weitgeplanten Vorbereitung. Typisch ist schon das allgemeine Bild der Kasernen: Als mehrstöckige Steinbauten stehen sie neben und zwischen Holz-, Lehm- und Strohhütten geradezu symbolisch für die sowjetische Vorbereitung, die unter Nichtachtung aller anderen Bezirke allein militärischem Gebiete galt.

Es regnet, als wir die Rückfahrt antreten. Die Nacht über hatte der Wind den Regen gegen die Baracken gefegt, daß wir uns fröstelnd in die Decken hüllten. Unter den schweren Schritten des Wachtpostens, die dann und wann über die leiterartig zusammengeschlagenen Holzrostfe stapften, hörte man das Wasser vom durchweichten Boden plätschend



hochschlagen. Der Morgen ist regnerisch geblieben, als wir den Kurs der Reise westwärts lenken, der Heimat entgegen. Der Sandweg neben der Fahrbahn, bei Trockenheit ein steiniger Untergrund, ist zähe Teigmasse geworden. Es ist mühsam, durch den weichen Brei zu stapfen, um in der Tankpause an die Reservekanister zu gelangen. Die Stiefel sind schnell hoch mit der zähen Masse beklebt. Der Wind fegt den Regen seitlich ins Gesicht. Kolonnen ziehen vorbei. Lastkraftwagen, Pferdegespanne, Radfahrerkolonnen, in die Zeltbahn gehüllt. Das Wasser läuft den Männern von den verkniffenen Gesichtern, läuft über die

Hände, über die Lenkstangen. Schräg seitlich biegen sie sich gegen den Sturm. Es geht weiter, immer vorwärts.

Uns trägt der Wagen zurück. Auch er geht in die Knie, als die hohen Pfeiler der neuen Holzbrücke in Sicht kommen. Mit einem Federbruch quittiert er die Belastung sowjetischer Straßen. In langsamem Trott geht er über die Bohlen der Brücke, wo einst die Grenze zwischen Generalgouvernement und der Sowjetunion verlief. Auch er hat auf seine Art mit dem Zusammenbruch die Summe der Erfahrungen mit dem „Paradies der Arbeiter“ zum Ausdruck gebracht: Es geht über das Fassungsvermögen.

## Die Medizinische Akademie in Danzig

### Arztliches aus Vergangenheit und Gegenwart

#### I.

Es lohnt sich schon einmal die Mühe zu machen, in alten Werken herumzublättern und von der Entwicklung der medizinischen wissenschaftlichen Fakultät innerhalb der alten Stadtmauern der herrlichen verträumten Hansestadt Danzig zu lesen. Wer das macht, wird mit Erstaunen bemerken, wie mannigfaltig die Wünsche der alten Stadtväter waren, eine Stätte der Arztkunst in ihrem geistigen Mittelpunkt zu besitzen.

Wie ein roter Faden zieht sich durch die Jahrhunderte der an Geschichte so reichen Stadt das Wunschbild einer medizinischen Hochschule. Dabei war dieser Wunsch gar nicht einmal unbescheiden oder gar herausfordernd. Die Erfüllung lag lange in weiter Ferne, rückte aber in greifbare Nähe, als am 13. Juni 1556 in dem ehemaligen Franziskaner-Kloster an der Trinitatiskirche ein Partikular eröffnet und den Traum zur Wirklichkeit werden ließ, als im Jahre 1584 neben einer Professur für Theologie, Philosophie und Jurisprudenz eine solche für Medizin errichtet wurde. Aus ihr entwickelte sich in späteren Jahren das Gymnasium akademicum.

Wurde die Zeit nach dem Niedergang dieser wissenschaftlichen Stätte auch ärmer um das äußere Zeichen der akademischen Würde, eines war ihr immer eigen: der hohe Stand ärztlichen Könnens!

Eine lange Reihe hervorragender Ärzte jener Zeit ist uns bekannt, deren Namen weit über die Grenzen ihres Danziger Wirkungskreises guten Klang hatten. Andere kamen zu hohen Ehren und schufen bleibende Werte wissen-

schaftlicher Erkenntnis, auf die aufbauend sich die deutsche Medizin zu einzig dastehender Höhe entwickelt hat. Viele Lehrer an deutschen Universitäten haben ihren Weg von Danzig aus genommen und so zu dem begeistertsten Urteil über das Stadtbild das der Anerkennung für die wissenschaftliche Lehre hinzugefügt. Unter ihnen sei Heinrich Rathke erwähnt, der in Danzig die Nierenbögen am Schweineembryo entdeckt, C. Th. D. Siebold, der bis zu seinem Ruf nach Erlangen Direktor der Hebammenschule war, Albrecht Wagner, der spätere Universitätschirurg von Königsberg, Emil Bötz, der Kieler Internist, Block, Wilhelm Baum, der in Böttingen seinen Studenten ein begeisterter Lehrer der Chirurgie war und Billroth, der sich als Schüler Wilhelm Baums um die Leitung des Danziger Krankenhauses bewarb — abgelehnt wurde — um dann später in Wien einer der Marksteine jener Zeit zu werden.

Viele andere noch legten in Danzig den Grundstein für ihre weitere wissenschaftliche Laufbahn. Glückliches Danzig um den Besitz solcher Männer! Unter ihnen, neben vielen anderen, beginnend mit Johann Matthaeus, einem Dozenten aus Württemberg, der neben dieser Tätigkeit ein gesuchter Arzt war, Laurentius Eichstädt, nach ihm Georg Seger, vor allen Dingen aber Johann Adam Kulmus, der von 1727—1745 den ärztlichen und medizinischen Lehrstuhl der Naturwissenschaft innehatte. Mit besonderem Geschick widmete er sich dem Lehrfach der Anatomie. Sein nimmermüdes Schaffen, begünstigt durch persönliche Eignung für dieses Fach, findet



Anerkennung durch Herausgabe eines anatomischen Atlases, dessen Tafeln nach der Natur von ihm selbst gezeichnet wurden. In immer neuen Auflagen und sogar mehrfach in ausländischen Sprachen erschienen, ist dieser Atlas viele Jahre hindurch eines der führenden Lehrbücher seiner Zeit gewesen. Mit seinem Tode verlor der medizinische Unterricht an Bedeutung. Auch Dr. E. W. Blech, der 1789 das Ordinariat erhielt, konnte den Niedergang nicht aufhalten. Es war der letzte Medizinprofessor der medizinischen Fakultät des Gymnasiums, der mit ihm im Jahre 1812 ausstarb. So ist es verständlich, daß um den Mittelpunkt einer derartig hochentwickelten medizinischen Schule Ärzte von hohem Rang und Wissen als Allgemeinpraktiker dem Wohl der Stadt dienten. Ihre Namen sind zu zahlreich, als daß sie hier Beachtung finden könnten. Immerhin ist es interessant, zu lesen, daß schon im 17. Jahrhundert ein Praktikus und Physikus Ordinarius Johann Schmiedt die ersten intravenösen Injektionen in Danzig angewandt hat. Schönfeld — Heidelberg — hat sich mit der Geschichte der intravenösen Behandlung befaßt und kommt zu dem Ergebnis, daß eben dieser besagte Danziger Arzt Johannes Schmiedt als erster die Syphilis mit intravenösen Injektionen behandelt hat. Gewiß eine Tat, die im Zeitalter des Hevelius eine hohe Beachtung verdient und bei der damaligen Therapie nicht nur eine beachtenswerte, sondern heroische Großtat darstellt.

Unter den hervorragenden Medizinern der letzten Dezennien stehen an erster Stelle der 1832 in Danzig geborene Ernst v. Leyden, weiland Leiter und Direktor der 1. Medizinischen Klinik der Charité, der vielen noch heute lebenden Bürgern bekannte Danziger Chirurg Artur Barth und nicht zuletzt Erwin Lief, dessen Werke ihn zum Vorkämpfer nationalsozialistischer Gesundheitsführung stempeln. Wenn es zuweilen das Schicksal großer, über das Niveau ihrer Zeit herausragender Ärzte ist, der Nachwelt vorenthalten und vergessen zu werden, so teilen dieses Schicksal viele Ärzte, deren Lebensauf-

gabe es war, sich den gesundheitlichen Verhältnissen dieser Stadt zu widmen.

Viele deutsche Universitätsstädte blicken — und mit Recht — voll Stolz auf eine jahrhundertalte Tradition zurück, deren höchster Wert sich in Leistungen offenbarte, die von der Welt anerkannt wurden. Auch die alte ehrwürdige Hansestadt am Weichfeldelta darf sich getrost in diese Reihe stellen, ohne zu erröten. Fehlte ihr auch der äußerliche Glanz, der mit dem Namen Universität verknüpft ist, um als ebenbürtig angesehen zu werden, so wurde sie dank ihrer vier Fakultäten darum nicht minder geachtet. Ihre Ärzte haben sich würdig erwiesen und sind in die Geschichte der Medizin eingegangen.

Gerade in einem Zeitalter, das Wert darauf legt, Vergangenes und Vergessenes an das Licht der Öffentlichkeit zu bringen, muß es den Menschen im deutschen Osten interessieren, was die Perle des Ordenslandes für die medizinische Wissenschaft bedeutet hat.

In dem Jahr des Gedenkens an unseren großen deutschen Arzt Paracelsus erschien es angebracht, auch derer zu gedenken, die in stiller Gelehrtenstube das Ihre für den Aufschwung der deutschen Arztkunde beigetragen haben.

Wir aber wollen hier hören von dem Rüstzeug, das ihnen in Gestalt von Hospitälern und Krankenhäusern zur Verfügung stand, ohne das auch der befähigte Arzt Überdurchschnittliches nicht zu leisten vermag. Von den Anfängen einer 400jährigen Tradition, die zuletzt mit ihren modernen Kliniken allen Anforderungen neuzeitlicher Forschung gerecht werden konnte, um damit endlich das Ziel zu erreichen, das wie jenes ferne Orplid seit Jahrhunderten herüberleuchtete und nunmehr in der Medizinischen Akademie in Danzig Form und Gestalt angenommen hat.

Damit wird gleichzeitig das Wirken der Ärzte aus Danzigs Vergangenheit verbunden mit dem der Gegenwart. Auch sie haben in der schweren Zeit, die für Danzig zwischen den beiden Weltkriegen lag, deutsche Wissenschaft verkörpert und so zu ihrem Teil zum Erhalt deutscher Kultur im abgetrennten Freistaat beigetragen. Auch dafür war das festge-

fügte Fundament des neuen Deutschland mit seinen nationalsozialistischen Anschauungen des Gemeinschaftsgedankens und der daraus resultierenden Stärke der Volksgemeinschaft Voraussetzung.

## II.

Mit einer Einwohnerzahl von ca. 30 000 Menschen war Danzig bereits Anfang des 16. Jahrhunderts im Besitz von 7 Hospitälern und einem sogenannten Pockenhaus, dessen Gründungsjahr allerdings in Dunkel gehüllt ist. Es lag in der Jungstadt, also in einer Ordensgründung außerhalb der inneren Stadt. Die Auseinandersetzungen mit dem deutschen Ritterorden führten im Jahre 1455 zur Zerstörung des dort liegenden Rochus-Hospitals durch die Danziger Bürger, als dessen Ersatz das Pockenhaus aufgebaut wurde. Sein Liegeplatz vor den Toren Danzigs wurde ihm 1520 wieder zum Verhängnis, als die Danziger aus Verteidigungsrücksichten gegen das heranziehende Ordensheer alles in Schutt und Asche legten. Seine Existenzberechtigung wird jedoch durch den Wiederaufbau im Jahre 1527 bekundet. An alter Stelle wieder erstanden, blieb es fast vier Jahrhunderte hindurch die Stelle der Genesung für die Kranken. Es war jener Platz dort am Olivaer Tor! Dieses Haus, das im Volksmund auch Lazarett genannt wurde, war nicht wie die anderen Hospitäler eine kirchliche Stiftung, sondern völlig weltlich, es lebte von Zuwendungen und Schenkungen und hat sich nicht immer über allzu reichliche Lebensgüter erfreuen können. Seine Entwicklung jedoch war aufwärts gerichtet und wenn 1835 der Danziger Arzt Dr. D a n n schreiben konnte, daß „unser Krankenhaus demnach in Deutschland an Größe nur von drei Zivilkrankenhäusern übertroffen wird, von dem Wiener und Hamburger allgemeinen Krankenhaus und von der Berliner Charité“, so gipfelt darin am besten der hohe Stand ärztlicher Führung in Danzig. 1874 ging diese Anstalt in die Kommunalverwaltung über, nachdem schon einige Jahre vorher durch den Neubau einer städtischen Krankenstation Entlastung herbeigeführt wurde. 1887 entstand dann das chirurgische Lazarett

in der Sandgrube. Aus diesen Anstalten entwickelte sich in dem 1911 fertiggestellten Neubau in der Delbrückallee das Städt. Krankenhaus in Danzig, das mit seinen Kliniken den Grundstock der heutigen Medizinischen Akademie bildet.

Ähnlich, wenn auch nicht von so historischem Alter, wie die Geschichte dieser Krankenanstalten, ist die Entwicklung der Gausfrauenklinik. Reicht sie auch nur bis in das Jahr 1804 zurück, so ist ihr gerade in den ersten Lebensjahren ein hartes, wechselvolles Schicksal nicht erspart geblieben. Der hohe Stand des Hebammenwesens und der Entbindungskunst offenbart sich in einer Veröffentlichung des Polizeidirektoriums, aus der hervorgeht, daß im besagten Jahr eine Hebammen- und Entbindungsanstalt eröffnet würde. Niedergebrannt bei der Belagerung 1807, 1809 in Elbing wieder eröffnet, 1819 nach Danzig zurückgekehrt, 1880 in der Sandgrube eröffnet, wurde ihre endgültige Lage 1912 bei Schellmühl bestimmt. Dort versieht sie auch heute noch ihre Dienste und ist durch das Wahrzeichen des Hauses — den in Danzigs Stadtbild bekannten Storch — allen Frauen ein begehrter Zufluchtsort in der schweren Stunde der Bestimmung. Sie vermittelt dem jungen Mediziner der Jetztzeit die Tradition der alten Danziger Frauenheilkunde.

Die Geschichte des Kampfes der Freien Stadt Danzig in den 20 Jahren ihres Eigenlebens ist bekannt; ihr Kampf um die Erhaltung deutscher Kulturwerte war von demselben Geiste getragen, mit dem jene alten Danziger Patrizier ihre Stadt gegen die Eindringlinge vergangener Jahrhunderte verteidigten. Gauleiter und Reichsstatthalter Albert Forster will in den heutigen Männern, die die Geschichte Danzigs und des Reichsgaues in diese Bahnen lenken, die Ordensritter des 20. Jahrhunderts sehen. Ihre Aufgabe wird es sein, die Kulturwerte dieses Landes und damit die Zeugen dieser Stadt zu erhalten und zu fördern. Der Grundstein hierfür wurde auf medizinischem Gebiet im Jahre 1934 gelegt. Bestrebt, deutsche medizinische Wissenschaft dem jungen Akademiker zu vermitteln, entstand die „Staatl. Akademie für praktische Medi-



zin". Ihr Name besagt, daß dem jungen Mediziner in allererster Linie die Möglichkeit einer praktischen Ausbildung geboten werden sollte. Der praktische Arzt fand hier eine Stätte der Fortbildung während seiner Berufstätigkeit. In erster Linie aber sollte auch der deutsche Arzt der ehemaligen Ostprovinz Westpreußen die Möglichkeit haben, einen Hort medizinischer und völkischer Stärkung zu finden. Wie angesehen die deutsche Medizin in Danzig war, erhellt sich aus der Tatsache, daß die geistige Oberschicht Polens in der Heilung ihrer Beschwerden die Danziger Kliniken bevorzugte.

Eine Auszeichnung für die Staatl. Akademie für praktische Medizin war in jenen Jahren der Abtrennung Danzigs vom Deutschen Reich die Anerkennung als Pflichtfortbildungsstätte für die deutsche Ärzteschaft. Viele deutsche Kassenärzte haben in Danzig ihre Kenntnisse aufgefrischt und dabei gleichzeitig bleibende Eindrücke der schönen herben Landschaft des deutschen Ostens mit nach Hause genommen.

Schon die ersten Jahre bescherten der Staatl. Akademie für praktische Medizin eine große Anzahl von Studenten, die mehr als an anderen deutschen Lehrinstituten in Danzig unter Aufsicht erfahrener Assistenten Gelegenheit zu selbständiger Arbeit hatten. Durch die Einrichtung von Internaten wurde ihnen das Milieu moderner Kliniken besonders vertraut gemacht. Traten dadurch die theoretischen Vorlesungen bewußt zugunsten der praktischen Auswertung des Krankenmaterials auch etwas in den Hintergrund, so hat sich in der Folge gezeigt, daß die Gesamtausbildung in keiner Weise darunter gelitten hat. Wenn in den schweren Septembertagen 1939 unsere jungen Studenten beim Einsatz ärztlichen Personals der Gesundheitsführung eine große Hilfe waren, so war die Vorbedingung dafür in der betont praktischen Ausbildung zu suchen. Darüber hinaus aber wurde den jungen Danziger Studenten Gelegenheit gegeben, ihren politischen Blick für die Bedeutung des deutschen Ostraumes zu wecken. Der Senat der Freien Stadt Danzig unterstützte Fahrten in die

Gebiete der östlichen Randstaaten, um dem jungen deutschen ärztlichen Nachwuchs den Blick für die Zukunftsmöglichkeiten im deutschen Osten zu weiten. Die Entwicklung dieses Krieges hat den Ahnungen jener Jahre recht gegeben.

Alle diese Gründe rechtfertigten seinerzeit den Aufbau der Medizinischen Akademie, so daß es nur eine Frage der Zeit war, an den weiteren Ausbau heranzugehen. Mit dem Tage, an dem der Führer (19. September 1939) in dem allen Teilnehmern ewig unvergeßlichen Akt im Artushof die deutsche Stadt Danzig wieder dem Schutze des Deutschen Reiches unterstellte, begann wie überall auch der Aufschwung der Staatl. Akademie für praktische Medizin. Der Ausbau weiterer Kliniken war ebenso dringendes Erfordernis wie die Errichtung theoretischer Fächer.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß der Weg von einem Städt. Krankenhaus bis zu einer vollendeten Lehrstätte weit ist. Nicht die 1500 Betten zählenden Kliniken sind es, die die Gesamtheit einer Medizinischen Fakultät ausmachen. Wohl bilden sie für den praktischen Unterricht das Grundmaterial, doch sind für die Zwecke der Forschung Disziplinen rein theoretischer Natur erforderlich. Es war daher ein Gebot der Zeit, anatomische, pharmakologische und physiologische Institute zu schaffen. Die Nähe der Technischen Hochschule und mit ihr die bereits bestehenden Unterrichtsfächer für Botanik, Chemie, Physik und Zoologie erleichterten die Erfüllung dieser Wünsche.

Damit war die breite Grundlage für das Studium der gesamten Medizin in Danzig geschaffen.

Die Ernennung der in Danzig amtierenden Professoren zu Ordinarien ihrer Fächer war eine bewußte Anerkennung für die Berufsleistung in den Jahren des Eigenlebens an der Staatl. Akademie für prakt. Medizin. In weiser Voraussicht der zukünftigen Entwicklung unterstützte das Ministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung die Bestrebungen des Rektors der nunmehrigen — Medizinischen Akademie in Danzig — um weitere Voll-

endung und Erweiterungen an Kliniken und theoretischen Instituten. Mit dem neu errichteten Zentral-Röntgen-Institut — eines der modernsten und schönsten Deutschlands — wurde ein Ordinariat für Strahlenheilkunde verknüpft, um diesen bedeutenden Zweig medizinischer Diagnostik und Heilkunst die Gewähr für eine entsprechende Weiterentwicklung zu geben. Feinsühlend kam die Führung der Hansestadt Danzig allen Wünschen der Fakultät entgegen.

Im gemeinsamen Bestreben, Muster-gültiges zu schaffen, entstand in einem ehemaligen städtischen Gebäude ein neues gerichtsärztliches Institut, eine neue weitläufige und modern eingerichtete chirurgische Poliklinik und anderes mehr. In unmittelbarer Nähe der Kliniken gelegen, wurde die Errichtung des Hygienischen und Anatomischen Institutes beschlossen, um die notwendige enge Gemeinschaftsarbeit mit den klinischen Fächern zu fördern.

Damit zeigt die Medizinische Akademie in Danzig in den wenigen Jahren ihres Bestehens eine Entwicklungstendenz, wie sie wohl selten einem anderen wissenschaftlichen Gebäude in Deutschland beschieden gewesen ist. Daß diese ungeahnt schnelle Entwicklung durch das ausgezeichnete Einvernehmen mit der Technischen Hochschule in Danzig gefördert wurde, sei dankenswert erwähnt. Gewiß fehlen noch viele Neu-

bauten, die dem Gesamtkomplex der Medizinischen Akademie die Note geben, die sie braucht, um neben den alten traditionsreichen Bildungsstätten Großdeutschlands bestehen zu können. Die Entwicklung im deutschen Osten aber wird auch an dieser Stelle Früchte tragen und so wird es im nationalsozialistischen Deutschland in Zukunft nicht nur der Wunsch bleiben, die Stätte medizinischer Forschung in Danzig weiter auszubauen. Die Erschließung des deutschen Ostens wird mit der Tatsache einer Höherentwicklung der bestehenden Einrichtungen kultureller Art verankert sein. Das trifft um so mehr für die Medizinische Akademie in Danzig zu, als der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine entschieden hat, daß die zukünftige Ausbildung des Sanitätsoffiziers der Kriegsmarine an der Medizinischen Akademie in Danzig erfolgen soll.

Damit ist dem deutschen Osten ein neuer Hort und Wahrer deutscher Kultur entstanden.

Die Medizinische Akademie in Danzig aber ist sich der Schwere ihrer Pflichten bewußt. Die Mitglieder der Fakultät werden allzeit bestrebt sein, das Vermächtnis zu wahren, das sie von den Medizinprofessoren Danzigs aus vergangenen Jahrhunderten übernommen haben, um in dieser Tradition weiter zu wirken.



## Die polnische Frau in der Volkstumspolitik

In keinem Volk wird die Nationalpolitik so sehr von den Frauen beeinflusst und mitgetragen wie im polnischen. Die völlige Gleichsetzung von Religion und Nation, die seinerzeit mit der jesuitisch durchgeführten Gegenreformation begann und seitdem unter dem Einfluß des polnischen Klerus immer mehr um sich griff, hat insbesondere die gefühlsbeeinflusste polnische Frau und Mutter in eine seelische Hörigkeit hineingetrieben, von denen sich der Außenstehende kaum eine Vorstellung machen kann. Der Beichtstuhl ist zum nationalen Erziehungsfaktor besonders gegenüber der polnischen Weiblichkeit geworden, und seitdem er es ist, kämpft die Polin mit in vorderster Linie der Volkstumsfront.

So steht das polnische Mädchen vor uns: Außerlich oft von natürlicher Frische und nicht ohne naiven Charme, innerlich primitiv und scheinbar harmlos — viele Spielarten, die aber alle auf einen Nenner zu bringen sind, sobald Glaube und Nation in Frage kommen. Dann ist dieses so leichte, bedenkenlose Mädchen nämlich sehr ernst zu nehmen. Auch dann, wenn es sich zunächst zugänglich und anpassungsfähig zeigt — sei es im Haushalt als dienstbarer Geist, sei es als sanftbestrumpfte oder blankbestiefelte Eleganz im Kaffeehaus. Diese Janina oder Aniela entstammt ja von jenen polnischen Schichten, die seit eineinhalb Jahrhunderten mit deutschen Menschen in Berührung sind; sie hat ihnen manches abgesehen und für nachahmenswert empfunden. So nehmen diese oft graziösen und leichtlebigen Wesen eine Zwischenstellung im politischen Niemandsland ein, zu der sie in ihrer geschmeidigen und verschlagenen Wendigkeit geradezu prädestiniert erscheinen.

Es gibt da Vorbilder . . . Denken wir an die Zeiten der Emigration! Während

die polnischen Männer im Westen und Süden Deutschlands sich als „Märtyrer des demokratischen Freiheitsideals“ feiern ließen, während die polnischen Jungmänner als „interessante Flüchtlinge“ mit Degen und Federbusch, mit Laute und melancholischem Augenaufschlag das Mitleid deutscher Frauen weckten und im Zeitalter der Biedermeierromantik die deutsche Gefühlsduselei weiblich zu ihren Gunsten ausnützten, gingen die polnischen Mädchen im Osten zielstrebig politische Mariagen mit russischen, preussischen und österreichischen Offizieren ein — alles nur ad majorem Poloniae gloriam . . . Und diese Art von Unterrockspolitik wurde bis in das 20. Jahrhundert hinein fortgesetzt, denn sie lag voll im Sinne des „Polnischen Katechismus“, der für den Polen jedes Mittel heilig spricht, das seinem politischen Ziele dient.

Den polnischen Mädchen und Frauen schwebt da auch die Gestalt der bekannten Gräfin Marie von Walewska vor, die zwar gekliffentlich in ihrer Verbindung zu Napoleon I. als Musterbeispiel einer großen Liebe hingestellt wird, in Wahrheit aber als Werkzeug der polnischen Politik die Maitresse des Korsen wurde. Sie war bereits verheiratet, als der Kaiser sie nach seinem Einzug in Warschau 1806 sah. Von ihrer Seite war es keine „Liebe auf den ersten Blick“, sondern erst nach heftigem Drängen und eindringlichem Zureden ergab sie sich dem Eroberer. Bezeichnend ist, daß ihr eigener Bruder sie dazu bestimmt hatte. Der polnische Hochadel, die polnischen Nationalisten übergaben der Walewska eine regelrechte Denkschrift, in der ihr das politische Ziel, nämlich die Wiederherstellung des polnischen Reiches, vor Augen gehalten wurde, welchem Zwecke ihre Verbindung mit dem mächtigen





Gräfin Maria von Walewska,  
die polnische Mätresse Napoleons I., ein  
Werkzeug des polnischen Restaurations-  
versuches von 1807

Kaiser dienen sollte. — Daß Polen auch durch die schöne junge Gräfin und ihre jahrelange Bindung an Napoleon nicht wiedererstand, ist bekannt, denn die kurze Episode des Herzogtums Warschau, in dem praktisch nur die Franzosen regierten, ist nicht zu rechnen.

Aber dieser Fall von versuchter „hoher Politik“ steht nicht allein da. Viele ähnliche galante Experimente mit politischem Hintergrund ließen sich aufzählen. Nur die romantische Liebesgeschichte der jungen Prinzessin Elisa von Radziwill sei noch erwähnt.

Leider sehen die meisten Deutschen heute wie damals lediglich die Romanze, nicht aber ihre politischen Kulissen. Sie wissen nicht, daß bei dem polnischen Aufstand 1830/31 in Rußland ein Fürst Michael Radziwill 60 000 Polen geführt hat — und dieser Michael war der

Bruder des Anton Radziwill, des preussischen Statthalters in Posen, der nach der mißglückten Polenrevolte in Warschau, an der auch Posener und westpreussische Polen teilgenommen hatten, suspendiert wurde. Dieser Fürst Anton aber war der Vater jener Elisa, der Jugendliebe Wilhelms I.!

Der junge Prinz Wilhelm verkehrte im Hause Radziwill; Fürst Anton war ja mit der Prinzessin Luise von Preußen vermählt. Diese nahe Verwandtschaft mit dem Königshause und die mehr dynastischen als politischen Gründe, die eine Eheschließung zwischen Elisa und Wilhelm verhindert hatten, wurden im Rahmen der Biedermeierzeit zu einer tragischen Elegie ausgesponnen. Nach dem mißglückten Aufstand durchzogen 1831 die polnischen Emigranten Deutschland, wurden überall von den sentimentalen deutschen Biedermeiern gefeiert und gehätschelt, von deutschen Dichtern als „Helden“ besungen und von deutschen Jungfrauen dementsprechend angeschmachtet. Wie in solchen Zeiten die Liebesgeschichte zwischen dem preussischen Königssohn und der polnischen Fürstentochter wirken mußte, liegt auf der Hand. Und in dieser gefühlvollen Fassung ist sie denn auch überliefert worden.

Nun aber haben Gefühle in der Politik als einer Welt der harten Tatsachen nur bedingten Wert und eine eingeschränkte Bedeutung. Unter dieses Gesetz muß auch jene Prinzessin Elisa Radziwill gestellt werden, denn daß sie Polin war, unterliegt keinem Zweifel. Ihr Onkel, jener Michael Radziwill, hatte als polnischer Insurgentenführer gekämpft; ihr Vater mußte sein preussisches Statthalteramt aufgeben. Im übrigen lehrt aber die Geschichte der europäischen Dynastien, daß in diesen Kreisen die Ehen nach politischen Gesichtspunkten geschlossen wurden — und so bedarf es keiner besonderen Vorstellungsgabe, um zu wissen, welchen Einfluß die polnischen Radziwill gewonnen hätten, wenn ein Mitglied ihres Hauses die Gemahlin des späteren Kaiser Wilhelms I. geworden wäre! Die Radziwills blieben nämlich auch nach dem Tode Elisas in enger Beziehung zum Hofe, und welchen Einfluß diese Sippe dort aktiv ausübte, das sagt



uns ein Bericht Bismarcks. Darin heißt es:

„Der Beginn des Kulturkampfes war für mich überwiegend bestimmt durch seine polnische Seite. Seit dem Verzicht auf die Politik der Flottwell und Grollmann (Männer, die die von 1830 bis 1841 unter Anton Radziwill in der Provinz Posen eingeführten politischen Begünstigungen abschafften und dafür eine straffe preußisch-deutsche Verwaltung einführten. D. V.), seit der Konsolidierung (Befestigung) des Radziwillischen Einflusses auf den König und der Einrichtung der „Katholischen Abteilung“ im Geistlichen Ministerium, stellen die statistischen Data einen schnellen Fortschritt der polnischen Nationalität auf Kosten der deutschen in Posen und Westpreußen außer Zweifel...“

In diesem Bericht wird weiter gesagt, daß in beiden Provinzen „Tausende von Deutschen und ganze Ortschaften, die in der vorigen Generation noch amtlich deutsch waren, durch die Einwirkung der Katholischen Abteilung polnisch erzogen und amtlich „Polen“ genannt worden sind.“ — Jene „Katholische Abteilung“ des preußischen Kultusministeriums sollte ursprünglich eine Einrichtung darstellen, mit deren Hilfe die katholischen Preußen die Rechte ihres Staates in den Beziehungen zu Rom vertreten sollten. Sie war aber, wie Bismarck es selber schilderte, durch den Wechsel der maßgebenden Personen nach und nach zu einer Behörde geworden, die inmitten der preußischen Bürokratie die römischen und polnischen Interessen gegen Preußen vertrat.

Der Kanzler wollte also diese „preußische“ Behörde, die durch die polnisch-katholische Schulaufsicht deutsche Kinder zu Polen machte, aufheben. Wer aber war gegen diese Aufhebung? Bismarck beantwortet diese Frage mit den Worten: „Dagegen war natürlich der Radziwillische Einfluß bei Hofe...“ Und wer war dazumal der Chef dieser Katholischen Abteilung, die so öffentlich die Polonisationsbestrebungen in Posen begünstigte? Der Altreichskanzler gibt auch darauf Antwort: „Es war damals Krätzig, der früher Radziwillischer Privatbeamter gewesen und dies im



Elisa von Radziwill,  
die Jugendliebe Wilhelms I. Ihr Vater  
Michael Radziwill gehörte zu den Füh-  
rern des polnischen Aufstandes von  
1830/31. Bismarck hatte schwere Kämpfe  
mit dem Radziwillischen Einfluß auf den  
König auszufechten gehabt

Staatsdienst auch wohl geblieben war“. Bismarck nennt diesen hohen preußischen Beamten einen Menschen, der „so gut wie ein Radziwillischer Leibeigener“ gewesen sei!

Als die treibenden Kräfte des Hauses Radziwill bezeichnete Bismarck den Fürsten Boguslaw und dessen Sohn Ferdinand, in denen das polnische Nationalgefühl stärker als jedes andere sei und gepflegt werde „auf der Basis des Zusammengehens der polnischen mit den römisch-klerikalen Interessen“.

Es gelang dem Kanzler damals, Wilhelm I. von der Gefahr zu überzeugen, die von der Katholischen Abteilung und ihrem Leiter, dem Radziwill-Mann Krätzig, ausging. Der Kaiser genehmigte ihre Auflösung, obschon seine Gemahlin Augusta, eine einstige Freundin Elisa Radziwills, dagegen war. Die Frage, ob Wilhelm sich auch zu dieser Auflösung





Prinzessin Czartoryska Isabella Fortune,  
eine geb. Gräfin Fleming

verstanden hätte, wenn Elisa seine Frau geworden wäre, ist des Nachdenkens wert.

Schon damals also, im vorigen Jahrhundert, schloß sich die polnische Frau nicht ab; sie stand mitten im Kampf für ihr Volk. Also suchte sie Fühlung und Berührung mit dem Gegner, schlich sich in sein Vertrauen, spielte ihre „Loyalität“ aus und suchte so ins feindliche Gebiet einzudringen, um die deutsche Kraft von innen her aufzulösen. Auf diesem Wege ist das polnische Frauentum aller Schichten immer in Bewegung und es gilt ihm gleich, ob es mit Hilfe

seiner Aufmachung, seiner gelockerten Lebensführung oder der Religion zum Erfolg gelangt. Gerade das Mittel der Religion aber wird von der polnischen Frau mit Virtuosität gehandhabt. Ganze deutsche Siedlerstippen sind durch Mischehen polonisiert worden (man denke an die Verpolung der Bamberger in den Posenischen Kämmererdörfern), denn immer ist es die polnische Ehefrau, die in Haus und Kinderstube den Ton angibt, den deutschen Mann seinem Volkstum entfremdet, wobei Pan Probusch eifrig mithalf, und eben diesen Mann entweder



zum Schwächling oder zum Renegaten schlimmster Art macht. Denn in seinen Weibern brennt der Fanatismus des Polentums am hellsten!

Man lasse sich nicht täuschen, wenn solch ein junges polnisches Ding elegant, leichtfertig und amüsiert über den Bürgersteig wippt. Der Schein trügt, denn aus diesen leichten Mädchen werden, das hat sich in Jahrhunderten gezeigt und nicht geändert, sehr ernsthafte und an ihrer Nationalität hängende polnische Frauen und Mütter, die dann zwar meist dem öffentlichen Blick entzogen sind, aber dafür um so nachhaltiger in der Familie wirken. Es war nicht aus den Fingern gesogen, als der preussische Kammerdirektor J. Gruner in seiner Denkschrift über den Aufstand 1806 die „fanatischen polnischen Weiber die Hauptinsurgentinnen und Rädelshörer“ nannte: „Sie säugen und erziehen ihre Kinder mit Haß und Wut gegen die Preußen und entäußern sich jeder weiblichen Tugend, um ihrem Fanatismus zu fröhnen“.

Der große Polenführer Roman Dmowski, der ja wohl einer der schlimmsten Deutschenfresser war, hat es einmal niedergeschrieben: „Wenn selbst die Deutschen ihre 1920 verlorenen Ostgebiete wiedergewinnen sollten, so wird das Polentum doch dank dem ungleich größeren Kinderreichtum die Deutschen zurückdrängen und bald vor den Toren Berlins stehen“... Das ist der Kampf der Wiegen, in dem die polnische Frau vom polnischen Geistlichen stets zu höchster Gebärfreudigkeit angehalten wurde. Wie sich das in der Vergangenheit auswirkte, zeigen Bevölkerungszahlen aus der alten Provinz Posen. Dort hatten sich die Polen von 1867 bis 1890 von 843 000 auf 1 053 000, also um über 200 000 Köpfe vermehrt, während sich die Deutschen in der gleichen Zeit von 694 000 auf 698 000, also nur um 4000 Köpfe vermehrten. Allerdings ist hierbei zu berücksichtigen, daß in dieser Entwicklung den Polen die Abwanderung vieler Ostdeutschen nach dem industriellen Westen und der polnische Zustrom aus Russisch-Polen zugute kam. Aber die Hauptleistung in der polnischen



Das deutsche Biedermeier hat die „heroische Polin“ blind gefeiert. Die Polin Emilie Lehmann hat als Flintenweib am Aufstand 1848 teilgenommen

Volksvermehrung vollbrachte doch die polnische Mutter.

Darüber hinaus war die Polin im eigenen Staat und Haus stets das erhaltende und ordnende Element. Schon Friedrich der Große sagte von Polen: „Der Verstand hat sich in diesem Königreich in eine Spindel verkrochen; die Frauen intrigieren in ihm, regieren mit allem, und ihre Männer betrinken sich inzwischen...“ Auch Bismarck und Moltke äußerten sich über die polnische Frau. So erwähnte Moltke manches polnische Gut, dessen Besitzer seine Zeit mit Spiel, Weibern und Trunk hinbrachte, während das Gut nur durch die Tüchtigkeit seiner Frau gehalten wurde. Bis in die Handwerker- und Arbeiterkreise hinein hat die polnische Frau eine Stellung, die auch heute nicht erschüttert ist.





Henriette Pustowitz,  
die „Adjutantin“ von Langiewicz, dem  
Führer des Aufstandes von 1863

Der jungen Polin aber, die da lässig in Pelz und Puder über unseren Weg schnürt, sieht man es nicht an, welcher Taten sie später einmal fähig sein könnte. In manchen Fällen ist sie sich selbst nicht bis ins letzte klar, welche Triebkräfte in ihr schlummern. Noch ist sie spielerisch, eitel, genussfreudig — noch charakterlich und politisch im Werden. Sie scheint dem Deutschtum gar nicht feind zu sein; ja, sie scheint ihm oft zuzuneigen; ihr gefällt besonders die deutsche Uniform und so zeigt sie sich auch recht zugänglich. Aber in ihr werden noch immer rechtzeitig aus dem Blute heraus die polnischen Instinkte wach, die ihr ihre Stellung im Volkstumskampf zuweisen.

So wird aus Spiel leicht Intrige und aus Freundschaft Verrat, denn die Polin, ob alt oder jung, wird immer all ihr Wissen um deutsche Menschen

und Dinge zum Vorteil für ihre Nationalität auszunutzen suchen. Sagt doch ein polnisches Wort recht bezeichnend, daß die Waffe der Unterdrückten der Verrat sei. Die Polin weiß auch dann noch, wenn sie sogar durch Verwandtschaft oder Heirat äußerlich an die deutsche Seite gebunden ist, ganz genau, wohin sie gehört. Das Blut ist eben stärker als der Intellekt, der nationale Fanatismus mächtiger als der Tatsachensinn.

Gerade in den Jahren des polnischen Niederganges und der eigenen politischen Ohnmacht ist es von der Jagdwiga Zeiten her (die ihre Verlobung mit dem deutschen Fürsten aufhob, um den litauischen Jagiello zum Wohle Polens zu heiraten) die polnische Frau gewesen, die keine Mühe und kein Opfer scheute für ihre religiös nationale Überzeugung. Diese Frau in ihrer ebenso konservativen wie revolutionären Haltung ist es gewesen, die im Bunde mit dem Klerus die Männer hochriß und anfeuerte, die selber zur Waffe griff — denn in allen polnischen Aufständen von 1794, 1807, 1830/31, 1845/46, 1848, 1861/63 und 1918/19 nahmen auch Frauen und Mädchen am Kampf aktiv teil; und noch im Hedenschützenkrieg 1939 hat sie der Verfasser öfter als Flintenweibern zu Begnern gehabt. Auch diese verbrecherischen und unweiblichen Züge müssen erwähnt werden, da ohne sie dem Charakterbild der Polin ein wesentliches Merkmal fehlen würde. Wieviel Prozesse haben erst in jüngster Zeit auch den bestialischen Chauvinismus der Polin, der sie zu entsetzlichen Greuelthaten an deutschen Menschen in jenen Septembertagen von 1939 hinriß, zum Gegenstand gehabt! Das darf nicht vergessen werden, denn nur das Wissen um die ganze Beschaffenheit des polnischen Wesens kann uns zu der Haltung verhelfen, die wir ihm gegenüber einzunehmen haben. Auch und gerade gegenüber den polnischen Mädchen und Frauen, und dies aus Gründen der eigenen Sicherheit ebenso sehr wie aus Gründen des deutschen Nationalstolzes und unserer persönlichen Selbstachtung.



Max Krause

## „Der Gefellige“

### Die alte Graudenzener Tageszeitung und ihr Wirken im deutschen Osten

„Der Gefellige“, die alte, in Graudenz erscheinende Tageszeitung, war für den deutschen Osten bis zum Weltkriegsende ein feststehender Begriff. Es war die volkstümliche Zeitung, die man in der damaligen Provinz Westpreußen von Thorn bis nach Danzig, in Stadt und Land, fast in jedem Hause fand, und die auch ebenso in den Provinzen Ostpreußen, Posen und Pommern gelesen wurde. Im besten Sinne des Wortes war der „Gefellige“ aus Graudenz in seinem Wirkungsbereich den ostdeutschen Menschen zum Ausdruck für die „Zeitung“ überhaupt geworden. Polnische Willkür hat 1920 diesem alten, bewährten Organ deutscher Art und deutschen Wesens höhnlich die Luft abgeschnürt und es gezwungen, wie ja alles Deutsche in jenen Jahren nach dem Schmachtdiktat von Versailles, den alten Heimatboden zu verlassen. Praktisch hat „Der Gefellige“ mit seiner Entwurzelung aus Graudenz seine alte Bedeutung verloren, und es war eine in Schneidemühl erscheinende Bezirkszeitung übriggeblieben, die nur noch aus Traditionsgründen den alten Namen führte. Nach 21 Jahren nun soll demnächst in Graudenz, an der alten Stätte seines Wachstums durch fast einhundert Jahre, der alte „Gefellige“ wieder neu erstehen. Damit erhält der Reichsgau Danzig-Westpreußen, erhalten die übrigen altpreussischen Ostprovinzen wieder eine Zeitung, die Generationen ihrer Bewohner zuvor vertrauter Freund, bewährter Berater und Sprachrohr des ostpolitischen Geschehens war, das jedermann verstand und auf das man hörte.

Das Wiedererscheinen des alten Graudenzener „Gefelligen“ im neuen Gewande, und getragen von der Überlieferung seiner alten, unveränderten Aufgaben, wird, so kann man annehmen, mit einer inneren Freude und Genugtuung von allen alten Westpreußen und auch jenen Volksgenossen in Ostdeutschland begrüßt werden, die dieses maßgebliche Blatt von einst noch kannten und auch heute noch sicherlich schätzen.

Nicht umsonst hat man in den Jahrzehnten vor dem Weltkrieg den „Gefelligen“ den „ostdeutschen Kulturanwalt“ genannt, und der ehemalige Oberpräsident von Westpreußen, von Goshler, hat ihn als das wahrheitsliebendste Blatt der Provinz bezeichnet. Denn diese Zeitung war nicht nur in fast einhundert Jahren von einem Unterhaltungsblatt zur größten ostdeutschen Tageszeitung geworden, sie war auch ein Bollwerk deutscher Kultur und deutschen Wesens zu allen Zeiten ihres Bestehens gewesen, der selbst der Altreichskanzler Otto von Bismarck höchste Achtung und Wertschätzung entgegenbrachte. Es war die Sendung des „Gefelligen“ in seiner langen Geschichte gewesen, eine Werkstatt des deutschen Volkstums im Osten zu sein und alle Deutschen im deutschen Volksbewußtsein Schulter an Schulter aneinander zu schließen, seinen Leserkreis zu einer lebendigen Mauer für das Deutschtum im Osten zusammenzufügen, um als eine Zeitung des deutschen Hauses und der Heimat das zu pflegen, was vor den höchsten Ansprüchen an die Zeitung einer Grenzmark in Ehren bestehen kann. Nichts aber kann die Volkstümlichkeit und die tiefe Verwur-

zelung des „Geselligen“ mit seinen Lesern und den Menschen seines Wirkungskreises besser kennzeichnen, als es eine Zugschrift aus dem Jahre 1898 tut, in der es heißt:

„In nicht genug zu rühmender Weise ist „Der Gesellige“ das einzige Blatt des deutschen Vaterlandes, das für die Sache wahren, echten Deutschtums nicht nur das fast alleinige richtige Verständnis, sondern auch ein warmes deutsches Herz und einen offenen deutschen Mund hat: „das Herz am rechten Fleck, den Mund an der rechten Stelle“ und gottlob, auch viel gelesen wird. Ich freue mich jedesmal, daß nicht nur Berliner, sondern auch westdeutsche Blätter in Sachen des Deutschtums im Osten allein auf den „Geselligen“ zurückgreifen, der hierfür das einzige und quellen sicherste Organ ist.“

Das war diese Zeitung aus Graudenz, die, im alten Namen ihr Wesen verkündend, vielleicht einzigartig unter den deutschen Zeitungen die Herzenswärme ausströmte und auch genoß, die eine Zeitung wahrhaft haben soll. „Der Gesellige“ wollte nicht nur Nachrichten und Anzeigen bringen, sondern jeder deutschen Familie zu dem täglichen Bilde des Zeitgeschehens neue Werte für ihr innerstes Leben bringen. Haben die Leser des alten „Geselligen“ es alle empfunden, daß er mit Liebe und Sorge das hegte und pflegte, was die Heimat an Gutem und Schönem bot, was für das tägliche Leben zu wissen unentbehrlich war, so fühlten sie alle darüber hinaus noch deutlich und sie stark berührend jenen warmen, temperamentvollen Hauch einer gesunden, ehrlichen deutschen Gesinnung, die in der Ostmark im Kampf gegen polnische Antriebe geradezu die Gemüter erfrischte und täglich aufs neue stärkte.

Es ist wohl überlegt, daß auch die neue Tageszeitung, die in Graudenz im Verlage „Der Danziger Vorposten G. m. b. H., Danzig“ demnächst erscheinen wird, wieder den alten, überlieferungstarken Namen „Der Gesellige“ tragen wird. Es ist mehr als eine pietätvolle Anknüpfung an die Vergangenheit einer Zeitung, die Ruf und Ansehen hatte, es ist das klare Bewußtsein nationalsozialistischen Aufbauwillens im deutschen Osten, das gute,

erprobte und bewährte Alte zur Grundlage neuer Arbeit und neuen Schaffensinhaltes zu nehmen. Da mag es wohl sein, daß vielleicht dieser und jener, der dem alten Graudenz „Geselligen“ nicht von seinen Vätern her innerlich verbunden ist, sich über den vielleicht etwas altfränkischen und in unsere politisch reale und kämpferische Zeit nicht „passenden“ Namen wundert. Und doch erscheint es gut und recht so, daß nicht nur an seinem alten Heimort Graudenz, sondern auch in den alten Arbeits- und Werkräumen des „Geselligen“-Hauses in der Ordensstadt an der Weichsel das neue Blatt auch wieder den alten Namen übernimmt. Denn wie dieser Name Begriff war, so soll das Wesen der neuen Tageszeitung in der NS.-Presse Großdeutschlands anknüpfen an die beste Tradition der Vergangenheit und den alten Begriff der Kampfzeitung für deutsches Wesen an der Weichsel neu und gegenwärtig prägen. Auch hier hat die durch Adolf Hitler, seine nationalsozialistische Bewegung und sein geschichtliches Werk der Schöpfung Großdeutschlands geschaffene Wandlung die Brücke geschlagen zu jenem jäh und gewaltsam beendeten Abschnitt, den der Gewaltakt von Versailles auch für das Wirken des „Geselligen“ in Graudenz 1920 bedeutete. Wie wir bis zum 1. September 1939 die Grenzen des Weichselkorridors immer als blutende Grenzen bezeichnet haben, wie manche verbindenden Brücken über den Strom von polnischem Haß abgerissen und die zusammenführenden Schienen der großen Verkehrswege hüben und drüben, gewaltsam zerstört, nicht mehr zueinander führten, so zerriß auch polnische Willkür und Rechtsbeugung die Bande, die die Lebens- und Kulturgüter der Deutschen diesseits und jenseits der Weichsel verbanden. „Der Gesellige“ war den fremden Machthabern eine viel zu gefährliche ideelle Waffe des Deutschtums, als daß sie ihn nicht rücksichtslos beseitigten. Dort aber, wo sie es taten, dort soll wieder angeknüpft werden, und das wird jetzt die Wiederauferstehung des Graudenz „Geselligen“ sein, der sich auch auf seinem alten Heimatboden den Ruf wieder erwerben will, der ihm, solange er in Graudenz bestand, immer erhalten geblieben war. Für



Von dieser Zeitschrift erscheint regelmäßig Mittwochs eine Sonntags- und eine halber Bogens Hefen, die meistens auch noch 1 Heft aus begleitet. Am Preis selbst pränum man in der Meißelischen Buchhandlung dreizehnböck mit 10/6.

# Der Gesellige.

Unterhaltungsblatt für gebildete Leser aller Stände.

Wöchentliche pränum-  
meren hierauf bei  
den löbl. Postlami-  
tern ihres Orts,  
vierteljährlich mit  
15 Sgr., wofür ih-  
nen wöchentl. Post-  
kosten die Exemplare  
zugeliefert werden.  
Intelligente Artikel  
werden gegen 1 Sgr.  
für die Zeile auf-  
genommen.

Neunter Jahrgang.

1834.

Redaktion, Druck und Verlag von C. O. Neube.  
Graudenz, den 31. Januar

No. 2.

Der Titelpfopf des „Geselligen“ in den Anfangsjahren

das Deutschtum der alten Heimat, für die neuen Aufgaben im deutschen Osten, für die Kulturwerte deutschen Lebens und für die Volksgemeinschaft im nationalsozialistischen neuen Reich wird der neue „Gesellige“ im alten Kampfgeiste der Wacht an der Weichsel streben und arbeiten.

+

Als im Jahre 1826 der aus Halle stammende Buchdrucker Carl Gotthilf Roethe mit dem Gedanken umging, in Graudenz eine Wochenschrift herauszugeben, da war die Weichselstadt zu Füßen der ruhmvollen Feste Courbière ein unbedeutendes Landstädtchen von 4—5000 Einwohnern. Es bot Handel und Gewerbe wohl beachtliche Nahrung durch den reichen Getreideverkehr zwischen dem Hinterlande und Danzig, trug aber im übrigen einen kleinbürgerlichen Charakter und führte in der Abgeschiedenheit der Provinz eine Art Stilleben. Nur die Geselligkeit der Graudenzener Bürgerschaft blühte in einer Weise, die wir heute kaum noch kennen. Es erscheint daher wahrscheinlich, daß der Gründer des Blattes aus dieser Beobachtung her zum Titel seiner Wochenschrift die Bezeichnung „Der Gesellige“ wählte. Ein Weihegruß der ersten Ausgabe, die am 8. Juli 1826 unter dem Titel „Der Gesellige — Wochenschrift für gebildete Leser aller Stände“ erschien, besagt deshalb auch:

„Die Erdenträume zu verschönen  
Und in des Lebens hängem Streit  
Uns mit dem Schicksal zu versöhnen,  
Ward eine Göttin uns geweiht,  
Sie nennet sich Geselligkeit.“

Das Wochenblatt brachte anfangs nur historische Aufsätze, Erzählungen, Gedichte, Anekdoten, Rätsel, kurze Mitteilungen über Ereignisse in Stadt und Land und ähnliches. Das Gebiet der Politik war damals noch unantastbar, weil die hohe Obrigkeit zur Mitteilung politischer Nachrichten eine hohe Stempelabgabe verlangte, die ein neu gegründetes Blatt nicht aufbringen konnte. Trotz guter Anpassung an die zeitlichen und örtlichen Verhältnisse hatte das neue Wochenblatt anfangs nur 200 Abonnenten und hielt seinen Stand, eine Auflage von 500 Exemplaren, dann volle zwanzig Jahre hindurch. Zwar hatte man, um die Aufgabe von Inseraten zu erreichen, bald ein zweimaliges Erscheinen in der Woche eingeführt, aber die Anzeigen kamen nur sehr spärlich, da ja ein Bedürfnis zur Reklame damals noch nicht vorlag, wo jeder wußte, was im Nachbarhaus vorging.

Als die Frühlingsstürme des März 1848 den Absolutismus in Preußen beseitigten und auch die Fesseln sprengten, die der Presse angelegt waren, da wehte der Hauch der jungen Freiheit und des Einigungssehnsens der Deutschen auch

durch die kleinen Quartblätter des „Geselligen“. Ein begeisterter Hymnus auf die Freiheit wird gesungen, und das Blatt, das eben noch harmlose Novellen und kindliche Rätsel seinen Lesern bot, befaßt sich nun mit weltbewegenden Fragen, gibt Vorschläge für Einrichtungen des Staates, übt Kritik an seiner Verwaltung, erhebt Beschwerden und Angriffe auf kommunale Verhältnisse. Dieser Freudenrausch war nur von kurzer Dauer, denn ein neues Pressegesetz und eine hohe Pressenkautionszwang den inzwischen alt und kränklich gewordenen Verleger am 1. Juli 1850 wieder, die vier kleinen Seiten des Wochenblattes mit wissenschaftlichen Aufsätzen und mit Anzeigen zu füllen. Der Sohn des Gründers, Gustav Roethe, trat 1853 in die Leitung des Blattes ein und setzte alles daran, den „Geselligen“ zu einem Volksblatt umzugestalten. Er gab in seinem Blatte im Gegensatz zu dem dürftigen Inhalt der übrigen Provinzzeitungen im Osten eine zusammenhängende, in knapper Form geschriebene Tagesgeschichte unter Hervorhebung der wichtigsten Geschehnisse. Das war eine von der damals gewohnten Redaktionsarbeit abweichende, mühsame Tätigkeit, aber sie trug ihren Lohn in sich. Sie verhalf dem einfachsten Leser zum Verständnis der politischen Vorgänge, und da auch eine bisher nicht übliche Berichterstattung über die Geschehnisse aus Heimat und Provinz eingeführt wurde und auch den Lesern selbst für sachliche Besprechung öffentlicher Angelegenheiten das Blatt sich zur Verfügung stellte, griffen auch bald die sogenannten gebildeten Schichten gern nach dem „Geselligen“.

„Der Gesellige“ nahm damit eine klare politische Richtung ein, die darin bestand, daß er die Fahne des Deutschtums unbekümmert um wechselnde Anschauungen bei der Regierung und bei den Parteien mannhaft und tapfer hochhielt. Die verkehrs- und wirtschaftspolitische Entwicklung in Preußen verfehlte dann ihren Einfluß auf die Zeitung nicht, und in wenigen Jahrzehnten hatte Gustav Roethe den „Geselligen“ zu einem blühenden Unternehmen gemacht. Die Gründerjahre brachten den lebhaftesten Auftrieb, und die Zeitung entwickelte sich damals zu einem Organ, das in der Provinz schon

einen Namen genoss. Am Tage seines 50-jährigen Bestehens wies „Der Gesellige“ schon 6800 Bezahler auf, für die er an 300 verschiedene Postanstalten versandt wurde. Als er 1889 zur Tageszeitung wurde, betrug seine Auflage schon 14 000 Exemplare, um sich bis 1900 auf 34 000 und 1914 auf 50 000 Abonnenten zu steigern.

Wie sein Bezieherkreis so war auch der Verlag des „Geselligen“ mit seinen technischen Einrichtungen entsprechend gewachsen. Wo in den ersten Jahren zwei Arbeiter und die wöchentlich zweistündige Benutzung einer Handpresse zur Herstellung des „Geselligen“ genügt hatten, war 1857 schon eine Schnellpresse und 1887 gar eine der inzwischen erfundenen vierseitigen Rotationsmaschinen nötig, um die Druckauslage zu bewältigen. Gustav Roethe hatte damit die erste Rotationsmaschine in Westpreußen zur Aufstellung gebracht, auf der er damals immerhin schon 6000 vierseitige Zeitungsblätter in einer Stunde drucken konnte. Leider zwang den Verleger, der sich so große Verdienste erworben hatte, sein Gesundheitszustand 1891 sein Unternehmen an eine offene Handelsgesellschaft abzutreten. Mit der Jahrhundertwende nahmen Zeitung und Verlag einen immer schnelleren Aufschwung. 1903 wurde eine 32seitige Rotationsmaschine neuester Konstruktion in Betrieb genommen, der 1911 eine zweite und mehrere moderne Setzmaschinen folgten. Leiter des Verlages war seit 1901 Paul Tettenborn, dem „Der Gesellige“ bis zu seiner Einstellung in Graudenz 1920 seine größte Blüte verdankt und dessen Darlegungen über die Geschichte des Verlages dem Verfasser die wesentlichsten Unterlagen zu diesem Aufsatz boten. Die redaktionelle Leitung der Zeitung lag länger als fünf- undzwanzig Jahre hindurch in den Händen des Chefredakteurs Paul Fischer, den die Jubiläumsausgabe zum 100jährigen Bestehen „den Getreuen des Geselligen“ nennt, und der sich durch seine sonstige schriftstellerische Tätigkeit einen Namen in den einseitigen Ostprovinzen gemacht hat. Nicht unerwähnt darf bei dieser Zusammenfassung auch die wirtschaftliche Bedeutung des Blattes durch seinen sehr umfangreichen Anzeigenteil bleiben, der vor allem für die ländliche Bevölkerung von



# Der Gesellige

„Der Gesellige“ wurde durch Kaiserliche Verfügung im Jahre 1920 in  
 (Kaiserliche) Verordnung und im Jahre 1921 nach Schneidemühl verlegt

Schneidemühl Zeitung / General-Anzeiger für den Osten

Nr. 3

Schneidemühl, Dienstag, den 3. Januar 1922

47. Jahrg.

Amotflauer.

Beschluß des D. E. V.

Berliner Bote am 1. Januar

Preis 1.25 M.

## Der „Gesellige“ in der Schneidemühl Ausgabe nach dem Weltkrieg

vier Ostprovinzen von allergrößter Bedeutung war. Es gab bis 1914 wohl kein Kaufgesuch, keine Verkaufsanzeige und keine Stellenvermittlung in unserem Osten, die sich nicht der viel beachteten Kleinanzeigen des „Geselligen“ bediente.

Der Zusammenbruch des Zweiten Reiches im November 1918 und die Unheilsverhandlungen von Versailles warfen dann ihre Schatten auch auf das Graudenzener Zeitungsunternehmen. Im Vertrauen auf die berücksichtigten vierzehn Wilsonschen Punkte nahm man in Graudenz wie in ganz Westpreußen allgemein an, daß eine Abtretung westpreussischer Bezirke nur auf Grund von Volksabstimmungen stattfinden würde. Scharf trat „Der Gesellige“, der ja gegenüber polnischen Annahmungen immer eine klare Stellung eingenommen hatte, noch 1919 für eine solche Abstimmung ein. Das Fahdiktat des Feindbundes ließ dann aber auch die altpreussische Ordens- und Festungsstadt ohne Volksbefragung an den Raubstaat Polen fallen. Vertrauend auf die feierlich beschworenen Minderheitenschutzgesetze wollte man den „Geselligen“ trotzdem in Graudenz als deutsche Zeitung mit deutscher Tendenz im Interesse aller deutschen Bewohner des geraubten Gebietes erhalten. Immer provozierender, immer feindseliger aber wurde das Verhalten der polnischen Verwaltungsbehörden gegenüber der verhaßten deutschen Zeitung, um diese zum Erliegen zu bringen. Aus nichtigen Gründen wurde sie

militärisch besetzt und geschlossen und im August 1920 durch einen offensichtlich Terrorakt der polnischen Militärverwaltung ihres Charakters als deutsche Zeitung überhaupt entkleidet. Ein polnischer Offizier mit einem schriftlichen Befehl des Ministeriums wurde als Zwangsverwalter in die Zeitung eingesetzt. Er allein hatte über die Zeitung und ihren Inhalt als Beauftragter des polnischen Ministers zu befehlen. Ein Grund für diese vollkommen ungesetzliche Maßnahme wurde von polnischer Seite nicht angegeben, alle Eingaben des Verlages nicht einmal beantwortet. Ein zermürbender Kampf setzte ein, doch gewannen der Verlagsleiter und die Gesellschafter aus persönlichen Verhandlungen in Posen immer mehr die Überzeugung, daß die polnischen Behörden eine Aufhebung der Zwangsverwaltung des „Geselligen“ nicht wollten. Das Liquidationsamt in Posen gab klar zu verstehen, daß nur die Aufgabe der deutschen Zeitung den Zustand der Zwangsverwaltung ändern könnte. Das bedeutete das Ende des Verlages in Graudenz, der unter ungeheuren materiellen Verlusten für seine bisherigen Besitzer dann in polnische Hand überging.

Unter den unglücklichen Umständen des Rapp-Putsches mit dem anschließenden Generalfreik erschien „Der Gesellige“ dann in Schneidemühl, aber seine ehemalige Bedeutung erlangte er nicht mehr wieder. In der damaligen Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen, in Südostpom-

mern und Nordostbrandenburg war er wohl eine der meistgelesenen Tageszeitungen, er verfolgte auch treu und hartnäckig seinen kämpferischen Standpunkt für die Stärkung des Deutschtums, aber sein eigentliches Betätigungsfeld hatte „Der Gesellige“ mit der Vertreibung aus seiner Heimatstadt endgültig verloren. Sein hundertjähriges Bestehen am 8. Juli 1926 faßte noch einmal alles zusammen, was in mühevoller, pflichtgetreuer Arbeit durch Generationen geschaffen und geleistet worden war. Die Frucht des Strebens aber und des leidenschaftlichen Einsatzes für das deutsche Ostland schien dieser deutschen Zeitung endgültig geraubt zu sein.

So ist die Geschichte des Graudenzener „Geselligen“ auch ein gutes Stück Geschichte unseres deutschen Weichsellandes und seines Kulturlebens. Er wurde gegründet, als man in Preußen versuchte, die polnische Frage durch Versöhnungspolitik zu lösen. Er hat alle Phasen einer schwankenden Politik miterlebt und widergespiegelt. Aber er stand immer in der ersten Front des Kampfes um die deutsche Geltung im Osten, er hatte sich ausgerichtet auf das Ziel, den Osten in kultureller, wirtschaftlicher und sozialer Beziehung auf das Niveau des alten deutschen Westens zu heben. Er hat auch fern der

Heimat seit 1920 den alten Kampf geführt und es nie aufgegeben, das unhaltbare Problem des Weichsekorridors zu kennzeichnen.

Die Lösung mit dem Schwerte, die dem Deutschland Adolf Hitlers am 1. September 1939 dann aufgezwungen wurde, haben die deutschen Männer, die den „Geselligen“ gestalteten, nicht voraussehen können. Aber sie haben sie sicherlich alle insgeheim aus heißem Herzen erhofft. Und als westpreussische Truppen dann am 4. September auch die Festungsstadt Graudenz von den fremden Machthabern befreien, da war es für eine kleine Zahl weitschauender Männer im neuen Reichsgau klar, daß nun auch das Unrecht wieder gutgemacht werden mußte, das durch polnischen Terror auch der alten deutschen Tageszeitung in Graudenz zugefügt worden war. „Der Gesellige“ ist in der alten Ordens- und Soldatenstadt geworden und gewachsen. Er hat hier gekämpft, und er mußte auch wieder aus dieser Stadt mit ihren stolzen Überlieferungen seinen alten Weg fortsetzen. Das wird nun in Kürze geschehen. Von Graudenz aus wird wieder „Der Gesellige“ seinen Ruf hinaus schicken in das deutsche Ostland, und vor ihm stehen wie noch nie zuvor noch größere Aufgaben, noch höhere Ziele, die es für Großdeutschland zu erfüllen gibt.



Willy Hans Bannert

## Dies tristes et miserabilis

E. T. A. Hoffmann in Plock (Schröttersburg)

Wann werden meine Leiden sich wenden! sagte Frederic le grand — ich H. le petit sag es, wenn ich mich erhebe aus den staubigen Akten!

Wann wird mein Schicksal entschieden werden!

Tagebuch.

Plock, 6. Oktober 1903.

Bis vor kurzem noch war die von aller Welt abgeschlossene Stadt Plock, die nunmehr den Namen Schröttersburg erhielt, ebenso voller Spuk und Unheimlichkeit wie voller Juden und Dreck, bis die deutsche Wehrmacht und anschließend die deutsche Verwaltung auch hier aufzuräumen begann. Aus dem Spuk und der Unheimlichkeit der Stadt und der umliegenden Landschaft waren vielerlei uralte und alte Geschichten im polnischen Volk im Schwange, und eine dieser geheimnisvollen und phantastischen Volkssagen erzählt, daß man in manchen schwarzen Nächten dem „Preußen“ und dem „Dichter“ begegne, mit dem man sich in deutscher Sprache friedlich unterhalten könne. Gefährlich sei aber dieses Nachterlebnis dann, wenn jene Gestalt in Begleitung eines Priesters und einer Dame erscheine. Die Dame zeige dann hin und wieder auf Vorübergehende, die der „Preuße“ auf ihre Anforderung hin zeichne. Wenn die Dame die fertige Zeichnung daraufhin in ihre Tasche stecke, dann müßte der Gezeichnete in wenigen Tagen sterben. Doch manchmal mische sich der Priester ein und verhindere das Zeichnen, so daß die Opfer der schönen Dame ihrem frühen Tode entgingen.

Die Urgestalt zu dieser polnischen Volkssage gab E. T. A. Hoffmann, der preußische Regierungsrat in Plock

und später in Warschau. Nicht nur seine damals schon von einigen Schimmern der Romantik umgebene Gestalt und der spätere Verlauf seines Künstlerlebens interessierten in den gebildeteren Kreisen Polens. Seine Dichtungen fanden durch eine Reihe von Übersetzungen einen größeren Leserkreis, und der Name E. T. A. Hoffmann war geläufiger als der bedeutenderer und bekannterer deutscher Dichter. Sogar einen Roman um Hoffmann gibt es im Polnischen, „Der schwarze Karneval“. Der Pole Witold Bunikiiewicz schrieb ihn um Hoffmanns Plocker und Warschauer Zeit und stellte den Dichter in einer volkstümlichen Gestalt mit polenfreundlichen Zügen dar.

Wer heute den Spuren Hoffmanns im neu aufwachenden Südostpreußen nachgeht, findet zuerst den Platz, der nach dem Dichter benannt wurde. Er erfährt, daß das Haus, in dem der Dichter wohnte, wieder völlig hergestellt werden soll. Was die Akten des Regierungsgebäudes, soweit sie noch vorhanden sind, an neuem biographischen Material über Hoffmann zutage fördern können, vermag erst ein eingehendes Studium nachzuprüfen.

Aus Posen kam der damalige Assessor mit der Ernennung zum Regierungsrat gänzlich unfreiwillig nach Plock: Der Gegensatz zwischen den Offizierskreisen auf der einen Seite und den Honoratioren auf der anderen Seite in der preußischen

Stadt Posen verschärfte sich im Laufe des Jahres 1801 immer mehr, so daß selbst die breitere Bürgerschaft monatelang ihr Geflatsch und ihr Gespräch hatte. Die Ursache zu dieser Zuspitzung gab ein Zwischenfall, in dem der frühere Kammergerichtsrat Kühze den Major von Schmidtsed beleidigte. Er wurde zu drei Monaten Festung verurteilt, erschöpfte sich jedoch nach der Verkündung des Urteils. Als der Generalmajor von Zastrow als Chef des 39. Füsilierregiments nach Posen versetzt wurde, vergrößerte sich der bestehende Riß noch weiterhin. Zu den vom General von Zastrow recht oft veranstalteten Bällen, Repräsentationsfesten und Tees durften nur Adlige und Beamte vom Rat aufwärts erscheinen. Aus der Verbitterung der Posener Bürgerschaft, vor allem im Kreis der Referendare, Affessoren und Rechtsanwälte, wuchs der allgemeine Plan zu einer Rache an der Militärpartei.

Das Karnevalsfest des Jahres 1802 rückte heran. Es sollte die passende Gelegenheit für diese Rache abgeben. Schon lange vorher hantierte Hoffmann eifrig mit Farbe und Pinsel. Und als die Ballgäste mitten im Festtrubel tanzten, verteilten zwei als Bilderhändler maskierte Teilnehmer eine wohlgelungene Karikatur. Sie stellte General von Zastrow als Regimentstambour dar, der eine Teemaschine als Trommel umgehängt hatte und mit zwei Teelöffeln „au thé, au thé!“ trommelte. Diese Zeichnung, die schnell in der ganzen Stadt bekannt wurde, brachte Hoffmann die Strafversetzung nach Plock ein, gerade in dem Augenblick, als seine Ernennung zum Regierungsrat zur Unterschrift vorlag.

Die Wirkung dieser plötzlichen Versetzung auf Hoffmann, der mit den beiden anderen Beteiligten bereits die Hoffnung hatte, die Angelegenheit sei im Sande verlaufen, war ungeheuer. Die winzige Stadt mit ihren damals knapp dreitausend Einwohnern, davon etwa ein Drittel Juden, war trotz ihrer recht malerischen Lage an der Weichsel und mit ihren elf Kirchen und Klöstern ein Ort der grenzenlosen Trostlosigkeit und Einsamkeit, die Hoffmann im voraus ahnte, dann bestätigt fand und schaurig erlebte. Das am 1. Oktober 1803 in Plock begonnene

Tagebuch ist voller Klagen über diese Abgeschlossenheit und Verlassenheit in der typischen polnischen Judenstadt und voller Hilferufe und Sehnsüchte, aus diesem Nest wieder herauszukommen. Doch das blieb, wie er an Hippel, seinen Jugendfreund, schrieb, vorläufig nur *pia desideria*.

„Himmel, welch magere Tage verleb' ich jetzt.“ — „Vormittags in einer Session vegetiert.“ — „Ich schließe mit dem Stoßseufzer, der meine tägliche Litanei ist: wann werde ich meine Freiheit erhalten!“ — „Wann schlägt der Erlösung Stunde!“ — „Schwarzer Tag.“ — „Dito schwarzer Tag.“ — „Gearbeitet den ganzen Tag! O weh! ich werde immer mehr zum Regierungsrat. Wer hätte das gedacht vor drei Jahren. Die Muse entflieht. Der Altstaub macht die Aussicht finster und trüb.“ — „Das Tagebuch wird merkwürdig, weil es der Beweis der ungeheuren Erbärmlichkeit ist, in die ich hier versinke. Wo sind meine Vorsätze hin! Wo meine schönen Pläne für die Kunst! Allmächtiger B. (Rat Beyme in Berlin, Personalreferent), bitte für mich! Hebe mich weg aus diesem Jammertal.“ — „Dies tristes et miserabilis.“ — „Es waren lauter dies tristes. Ich bleib' sitzen. Bin vergessen!“ — „Wär' ich nur erst aus dem verdammten Loch.“ — „Die Geschäfte, das Alltagsleben ekelte mir mit jedem Tage mehr an.“

Dieselbe Stimmung der miserablen Tage fließt ihm in die Briefe an seinen Jugendfreund Hippel. „Denke Dir, Freund, was ich empfinden muß“, schreibt er ihm an seinem Geburtstag 1803, „wenn ich auf alles, was nur meinen Sinn für die Kunst, für den Umgang mit geistreichen Personen, der den Geschmack bildet, geradehin ganz Verzicht zu leisten genötigt bin.“ In einem andern Brief heißt es, er verdiene es nicht, den widrigen Verhältnissen in Plock geopfert zu werden, er sei entschlossen, alles zu tun, um sich aus diesem Exil, welches sein Selbst zerstöre, fortzuschaffen. Er ließ nichts unversucht, um aus Plock herauszukommen. Briefe nach Berlin mit Beschwörungen und Bitten, offiziellen und privaten, lamentablen und fordernden, gingen aus Plock ab, doch zunächst immer ohne Erfolg, obgleich ihm sein Vorgesetzter, der





In einer Gaststätte des Edhauses verbrachte E. T. A. Hoffmann  
in Plock seine Abende

Präsident von Bayer, der gefürchtete „Große Bär“, dessen Töte so mancher Beamte zu spüren bekam, wohlwollend gesonnen war und das Zeugnis ausstellte, Hoffmann wäre ein sehr gebildeter und vorzüglich brauchbarer Geschäftsmann, der durch seine Arbeiten und durch seinen anständigen, stillen Lebenswandel ungeteilten Beifall sich erworben habe.

Eine seiner Karikaturen kennzeichnet treffend sein Dasein inmitten dieser Plocker Verhältnisse. Sie zeigt die im Schlamm versunkene Plocker Bürgerschaft. Nur er selbst reckt noch seinen Kopf über den

Schlamm hinweg. Doch aus dem Olymp, der sich über den Versunkenen und über dem Versinkenden öffnet, und in dem der Berliner Großkanzler von Goldbeck als blickender Jupiter thront, stößt der Personalreferent Rat von Beyme mit einer mächtigen Stange herunter und versucht, auch Hoffmanns Kopf unter die Schlammdecke zu bringen.

Es ist bekannt, daß diese Zeit der Verbannung, wie Hoffmann sie selbst nannte, nicht allzu lange dauerte. Jedoch Wunsch und Traum, mit einem guten Sprung nach Berlin zu kommen, gingen nicht in



Erfüllung. Am 1. Januar 1804 konnte er ins Tagebuch schreiben, daß die angebotene Versehung nach Warschau seinem einfachen Leben einen neuen Schwung gegeben habe. Er nahm die Versehung ohne Zögern an, und im April bezogen Hoffmanns (kurz vor der Versehung nach Plock, die den eigentlichen Anlaß dazu gab, hatte Hoffmann geheiratet) ihre neue Wohnung in Warschau, im fünften Stock des Hauses Fretagasse 278, um auch von hier aus wieder voller Unruhe und Sehnsucht nach Berlin zu blicken, bis die kriegspolitischen Ereignisse ihn aus Warschau für immer hinauswarfen — in die langersehnte Freiheit von Amt und Äkten, die dann so schwer wurde. In dieser Gasse konnte man noch vor einigen Jahren die Sage von einem jungen Dichter erzählen hören, der manche Nacht mit seinem wundersamen Flötenspiel ausgefüllt habe. Auch in dieser Erzählung steckt E. T. A. Hoffmanns Gestalt, dessen Leben in Warschau noch mehr eine Wendung zum Musikalischen erhielt.

Schon in der Plocker Zeit war eines der wesentlichsten Kennzeichen für die künstlerische Betätigung Hoffmanns die Musik. „Ich studiere mit Eifer die Theorie der Musik“, schrieb er an Hippel, und durch diese äußerst eingehenden und gewissenhaften musikktheoretischen Studien und durch sein sehr gutes Violin- und Klavierspiel, das er auf den Musikabenden beim Regierungsrat Reichenberg eifrig pflegen konnte, schuf er sich die Grundlagen nicht allein für seine späteren Bamberger Kapellmeisterjahre, für seine heute wieder in Konzerten recht oft gespielten Kompositionen und für seine so bedeutenden Musikkritiken. Nicht zuletzt schuf er sich durch seine eingehende Beschäftigung mit der Musik und durch seine hervorragende Begabung für sie die Möglichkeit zur Schöpfung vieler seiner dichterischen Gestalten, wie etwa der des Kapellmeisters Kreißler. Die Musik, immer in romantischer und irgendwie dämonischer Art, füllt sein ganzes Leben und klingt auch immer in seinen Dichtungen auf — forte, pianissimo, furioso und dolce. Hier in Plock komponierte Hoffmann seine Messe in D-dur für zwei Soprane, zwei Violinen und Orgel. Sie war für das Kloster der Norbertinerinnen be-

stimmt und wurde mehrfach aufgeführt. Am 3. Oktober 1803 bemerkt er in seinem Tagebuch: „Nachmittags war ich eine Stunde bei Reichenberg, zog ihm Saiten aufs Klavier und spielte ihm die neue Messe vor — es will ihm nicht zu Leibe, doch tat er entzückt, als ich ihm das Benedictus spielte.“ Hoffmann komponierte in Plock seine erste Große Phantasie für Klavier, die von dem Musikverleger Nägeli in Zürich, sehr zur Enttäuschung Hoffmanns, abgelehnt wurde, als Hoffmann sie ihm auf die Aufforderung im „Freimüthigen“, junge Talente mögen ihre Schöpfungen einsenden, durch seinen Vetter in Berlin anonym zugehen ließ. In seinem Tagebuch lesen wir dazu: „Hätte ich doch nur erst Nachrichten aus der Schweiz. — Ist Naegeli bereit, die Phantasie stechen zu lassen, so ist viel für meine musikalische Laufbahn geschehen. Ich quäle mich mit einer Idee zum Trio für Fortepiano, Violine und Cello. — Meines Bedünkens nach werd' ich in diesem Genre etwas leisten. — Haydn soll mein Meister sein — so wie in der Vokal-Musik Händel und Mozart.“ Eine Sonate in As-dur ging an den Verleger Schott, der sie offenbar ebenfalls nicht zum Druck annahm. Diese Ablehnungen verhinderten nicht seine weitere hingebende Beschäftigung mit der Musik. „Die Musik habe ich zu meiner Gefährtin und Trösterin erkieset auf diesem dornigen, steinigen Pfad“, schrieb er aus Plock an Hippel. Sie blieb es ihm bis zum Tode, wie auch sein Pfad bis zuletzt voller Dornen und Steine blieb.

Das wenige Literarische, das aus Plock stammt, ist nur Anfang und hat den Anschein, als wäre es längst nicht mit der Hingabe geschrieben wie das Musikalische in dieser Zeit. Ganz fertig wurde das Lustspiel „Der Preis“, das er, wie aus dem Ärmel geschüttelt, in etwa vier Wochen vollendete und sich damit am Preisausschreiben des „Freimüthigen“ beteiligte, den Kobebue herausgab, und dessen erste Hefte der „jovialische“ Vetter, der Referendar in Berlin, gelegentlich einer Buchsendung an Hoffmann mitschickte, die ihm dann in mehrfacher Hinsicht Anregungen gaben. Der Anlaß zur Ausarbeitung des Lustspiels war die Aussicht auf den Preis von hundert



Friedrichsdor, denn Hoffmanns Schulden aller Art waren im Vergleich zu seinem Gehalt von 800 Talern nicht klein. Sein ganzes Leben lang hatte er Schulden, er wurde die vielen Begleiter nie so recht los, die überall da, wo er lebte, an seiner Seite mitgingen. Die Enttäuschung darüber, daß ihm diese hundert Friedrichsdor nicht zugesprochen wurden, war dann groß. Es war wenig Trost, daß die Preisrichter ihm als einzigem unter den Bewerbern den Bescheid gaben, er besäße gute Anlagen zum Lustspieldichter. Das Manuskript des Lustspiels ist heute verschollen. Als kleines Kuriosum sei hier erwähnt, daß in der französischen Hoffmann-Biographie „La Vie d'Hoffmann par Jean Mistler“, steht, bei dem Preis-ausschreiben des „Freimüthigen“ (L'Indépendant!) wäre Hoffmann Erster geworden.

Fragmente blieben zwei erste Dichtungen, die er in Plock auszuarbeiten begann und dann liegen ließ: das Singspiel „Der Renegat“, von dem fünf Szenen, und das Singspiel „Faustina“, von dem nur wenige Zeilen geschrieben wurden.

Sein erster Aufsatz, das „Schreiben eines Klostergeistlichen an seinen Freund in der Hauptstadt“, ebenfalls eine Anregung aus dem „Freimüthigen“, ist eine Auseinandersetzung mit dem Problem des Chores in der „Braut von Messina“. Der Aufsatz erschien am 9. Oktober 1803 im „Freimüthigen“, und als Hoffmann drei Wochen später den Aufsatz gedruckt las, schrieb er in sein Tagebuch: „Mich zum erstenmal gedruckt gesehen im Freimüthigen — habe das Blatt zwanzigmal mit süßen, liebevollen Blicken der Vaterfreude angekuckt — — frohe Aspekte zur literarischen Laufbahn! — Jetzt muß was sehr wichtiges gemacht werden!“ Und am 17. November, etwa drei Wochen danach, schrieb er: „Jetzt will ich ein Buch machen!“ Doch es dauerte noch ein paar Jahre, bis er das erste Buch machte.

Denn das zutiefst Dichterische verbarg sich noch und brach erst viel später auf und gab seinem Leben dann den eigentlichen Inhalt. Es ist anzunehmen, daß tiefe Eindrücke vom Plocker Klosterleben

in den „Eligieren des Teufels“ ihren künstlerischen Niederschlag fanden.

Obwohl Hoffmann aus Plock einmal an Hippel schrieb, er habe die Malerei ganz beiseite geworfen, ergriff auch sie ihn immer wieder, mit dem Dichterischen und Musikalischen ein Zeugnis dafür, wie sehr das Künstlerische im Innern Hoffmanns brannte und nach irgendwelchen Formen des Aussprechens drängte. Viel von seiner freien Zeit hinter der Altarbeit widmete er der Nachbildung etruskischer Vasengemälde aus der bedeutenden Hamiltonschen Sammlung. Diese Zeichnungen sind bis heute erhalten und befinden sich in der Hand eines Privatsammlers. „Ich habe mich unter der Zeit im Malen und vorzüglich im Treffen ziemlich vervollkommenet“, schrieb er an Hippel, „ich werde daher Dich, Deine Frau und kleine Familie auf ein Tableau bringen, wenn ich bei dir bin, und überhaupt bei Dir nicht als Regierungs-Rath Hoffmann, sondern als Miniatur-Maler Molinari auftreten.“ Und am 16. Oktober 1803 schrieb Hoffmann in sein Tagebuch: „Die Kindergruppe hab' ich fertig komponiert. — Ob ich wohl zum Maler oder zum Musiker geboren wurde?“

Diese Plocker Zeit Hoffmanns ist voller Brodeln und Fladern. Es wird offenbar, daß die Kunst hier einen Menschen voll und ganz ergriff und in die qualvollen Tiefen des Anfangens und Suchens führte und ihn loszuzerren begann aus dem ruhigen Gleichmaß des Bürgerlichen und Amtlichen. Er fühlte selbst, wie die Kunst ihn gepackt hatte. „Es ist“, schrieb er am 28. Februar 1804 an Hippel, „als müsse sich bald was großes ereignen — irgendein Kunst-Produkt müsse aus dem Chaos hervorgehen! — ob das nun ein Buch — eine Oper — ein Gemälde sein wird — quod diis placebit — meinst Du nicht, ich müsse noch einmal den Großkanzler fragen, ob ich zum Maler oder zum Musiker organisiert bin?“

Dieses Hinundhergerissenheit zwischen Altentstößen des Regierungsrates und Manuskripten des Dichters und Musikers bleibt fortan das Kennzeichen seines ganzen Lebens, aber auch das dämonisch Irisierende, mit dem die Kunst sein Leben schmerzvoll und zugleich beseligend füllte.

## Werner Steinberg

# Kleine Reise durch O/S.

Über Nacht entschied es sich: Ich fahre nach Bielitz! Ja, buchstäblich über Nacht — ich hatte niemals daran gedacht, ich hatte wohl manchmal die Karte betrachtet, aber kaum jemals ein Verlangen gefühlt, dorthin zu reisen. Und dann hatte ich eines Abends in einem Breslauer Kaffee einen Mann getroffen, der trunken war, jedoch nicht von Wein, sondern von der Schönheit des Bielitzer Landes. Und er — Kaufmann, sachlich, rechnerisch — hatte davon geschwärmt wie ein kleines Mädchen. Das war mir ins Blut gefahren. Ich träumte im Schlaf seinen Worten nach, die in mir aufstiegen wie seltsam schillernde bunte Blasen und zerplatzten, und die in mich ein traunfarbiges Bild jener Stadt unter den Beskiden zauberten.

Man soll seine Träume nicht lange bedenken! Also fand ich mich den übernächsten Tag morgens gegen sechs Uhr auf dem Breslauer Hauptbahnhof. Fauchend brauste der Schnellzug in die weitgewölbte Halle, ich fand in einem Abteil noch einen freien Eckplatz. Und dann — Ohlau, Brieg, Oppeln — sauste der Zug gen OS.!

Ich starrte zum Fenster hinaus. Gesprochen wurde nicht, der Schlesier freundet sich schwer an, er liebt nicht die flüchtigen Bekanntschaften auf Reisen oder in Kaffeehäusern. Da sieht er sich lieber seine Leute an und denkt sich schweigend sein Teil. Vielleicht ist diese Art für den einzelnen unterhaltsamer als ein Allgemeingespäch . . . wenn sich auch ein Süddeutscher nicht wohl dabei befinden mag. Der Schlesier auf der Eisenbahn hat sich schon seine besondere Weise geschaffen, um mit sich allein bleiben zu können: Er starrt zum Fenster hinaus. Er blickt nicht, er schaut nicht, er sieht nicht — er starrt, starrt beharrlich und ausdauernd. Wenn er das eine Viertelstunde lang mit ab-

wesendem Blick getan hat, spricht ihn keiner mehr an . . .

Kurz vor Beuthen begann für mich wieder das Erlebnis: Oberschlesien! Oftmals schon bin ich „da unten“ gewesen. Meine Vorfahren waren dort beheimatet, sie stammen alle aus dem großen Dreieck: Gleiwitz, Beuthen, Rattowitz. Sie haben mitgeholfen aus Oberschlesien das zu machen, was es heute ist, Land des Bergarbeiters und des Bauern. Sie haben in der Erde und auf der Erde geschürft und gewerkt. Ach, und nun überfiel mich dieses Erlebnis meines Blutes jach wieder aufs Neue. Aus den ewigen Wäldern fuhr der Zug, seine schwarze, träge Rauchfahne mischte sich mit dem Qualm, der aus den Schloten der Industrie stieg. Das ganze Land rauchte wie eine einzige Esse, Arbeit, Arbeit, Arbeit! Dazwischen der rötliche Schein der Hochöfen, und ich sah im Geist die Stollen unter Tage mit ihren Menschen, eingezwungen in den Schoß der Erde, ich sah den Gang des ewigen Förderrades, ich hörte das dumpfe Singen der Motoren, sah in den Walzwerken die sprühende Blut des gepreßten, sich wehrenden, bezwungenen Metalls, staunte in das Wunder der weißen Blut, die aus den Bessmerbirnen strömt.

Das alles erlebte ich in Gleiwitz, in Beuthen, in Königshütte, in Rattowitz. Wieder einmal überfiel mich die Wut über eine frühere Grenzziehung, die dieses einzige Land auseinandergerissen hatte, und es erfüllte mich nun freudige Genugtuung, daß wieder vereint war, was wesenhaft zusammengehörte. Manche sprechen heute noch von Ostoberschlesien und von Westoberschlesien. Diese zwei Begriffe waren seinerzeit geprägt worden, um die Begriffe Deutsch- und Polnisch-Oberschlesien auszuschalten, weil es ein polnisches Oberschlesien niemals gab.



Gut und recht. Aber ich meine, heute sollten wir auch diese Zweiteilung Ost und West wieder fallen lassen, und nur noch von Oberschlesien sprechen. Einheit des Volkstums, Einheit der Wirtschaft, Einheit der Landschaft verlangen es. Lassen wir die wunderfame Trennung Niederschlesien und Oberschlesien bejahend bestehen, sie hat ihre Berechtigung. Niederschlesien gleicht der Frau, Oberschlesien dem schöpferischen Manne. Sie vereinen sich zu einer wunderbaren Erfüllung. Aber Oberschlesien darf in sich nicht geteilt und getrennt werden, es ist ein einziger, flammender Hochofen, der seine Blut in das Reich ergießt.

Das wurde mir klar, als sich mein Blick mit den Bildern, den ewig wechselnden und doch immer gleichen, jener Landschaft erfüllte. Ja, ich gestehe es: Schon jetzt war ein Jubel in mir, ich war hochgestimmt wie sonst in nur seltenen Stunden, und das einfach darum, weil ich ganz schlicht und einfach eine Wahrheit begriffen hatte ...

In Rattowitz sprang ich aus dem Zuge. Ich mußte umsteigen und hatte Weile, mir die Stadt ein wenig anzusehen. Was die Polen da angerichtet haben erfreute mich wenig. Ihr Kulturschaffen hat im wesentlichen darin bestanden, daß sie ein wenig Potemkin spielten: Sie bauten ein paar schöne Fassaden hin mit nichts dahinter. Kullissenkultur. Am den Bahnhof herum wimmelt es von Kaffees und Gaststätten. Aber die Sache erscheint einem irgendwie nicht ganz geheuer: Woher sollte das Geld gekommen sein, um den Luxus zu erhalten? Ich sehe durch die riesigen, spiegelnden Fensterscheiben fünf-, sechsjährige dreckige Mädels und Buben schauen, die Wäsche ist zerrissen, obgleich es nicht gerade warm ist, tragen sie keine Schuhe. So beantwortet sich meine Frage von selbst. Eine schmale Schicht lebte im polnischen Staat gut, sehr gut, jene Schicht, die bewußt den verrotteten Staat stützte. Für sie wurde das alles hingebaut, so leicht, wie sie das Geld verdiente, so leicht gab sie es auch wieder aus. Die Massen des Volkes aber, die Massen des deutschen Volkes, — die Männer, die Frauen, die arbeiteten, — werkten, Empörung im Herzen, für jene. Das alles bestätigt sich mir, als ich durch ein paar

Seitenstraßen wandere und in die Gegenden, da Mietskaserne neben Mietskaserne steht. Hier wird viel aufzuräumen und wegzuräumen sein!

Ich mußte mich beeilen, um den Anschluß nach Bielitz zu erreichen. Nach kurzer Zeit schon wandelt sich die Szenerie. Es ist, als führe man aus einer Festung heraus, aus einer Festung der Arbeit: Die Tore tun sich auf, man ist umgeben von der Weite flachen, weitgestreckten Landes, das voller Sehnsucht auf den Bauern wartet, auf Bestellung, Saat und Ernte. Freilich ist das Bild nicht einheitlich. Weit und immer weiter wie vorgeschobene Vorposten stehen Fabrikkomplexe da. Ein Dorf trägt den Namen: Vacuum Oil Company. Der deutsche Schaffner ruft aus: Fakuhm! Das wird die längste Zeit so gewesen sein, liebe Freunde da drüben! — Aber trotz allem: Wesenhaft bleibt der Eindruck, daß dieses Land bäuerlich ist, die Ebene der Weichsel, der Oberebene verschwifert.

Wir überqueren die Weichsel, Erinnerungen an die Kämpfe im Weichselbogen steigen in uns auf. Einzelne ausgebrannte und zerstörte Häuser erblicke ich. Es sind nicht viele. Schon grünen die Felder wieder, die Dörfler gehen der gewohnten Arbeit nach, das Leben geht weiter.

Und schon wird das Land hügelig, wir nähern uns mehr und mehr Bielitz, der Stadt unter den Beskiden. Es ist, als fahre man auf das Riesengebirge zu. An einer Stelle ist der Eisenbahndamm schief aufgeschüttet, der Zug neigt sich um ein wenig zur Seite wie ein Schiff, daß von einer Woge gleitet, vom Fenster sinkt das Land immer tiefer zurück, es ist, als fahre man geradewegs durch den Himmel. Kurz vor Waldenburg gibt es auch so eine Stelle, auf die ich mich bei jeder Bahnfahrt dorthin schon immer freue. Die Erinnerung wird stärker.

Eines jedoch ist unterschiedlich: Das Land ist hier nicht so wohlbestellt wie dort, nicht so tief hat der Pflug gegriffen, nicht so sorglich kümmerte der Bauer sich um die Saat. Zu schwer war wohl die Sorge, die im polnischen Staat auf ihm lastete, er mag sie im Wirtshaus vertan haben. Auch das wird anders werden. Schon merken sie die Wohltat einer guten Organisation, die das Land zu ergreifen

beginnt. Der Zug hält auf einer kleinen Station. — Über den Feldweg sehe ich verzweifelt einen Mann rennen, er will den Zug noch erreichen, er hat Glück, im letzten Augenblick kann er aufs Trittbrett springen. Ja, man kann nicht mehr so lange schlafen, selbst die Züge gehen pünktlich ...

Näher rücken die Berge. In Bielitz steige ich aus. Die Stadt ist in die Berge hineingeschmiegt, der Bahnhof liegt am tiefsten. Vor dem Bahnhof bleibe ich stehen, überblicke erst einmal die ganze Stadt. Menschen strömen an mir vorbei, vom und zum Bahnhof. Selten, daß ich polnische Laute höre, fast jeder spricht deutsch. Auf der Straße, die vom Bahnhof zur Stadt führt, wird eifrig gebaut, sie war vollkommen zerstört. Aber die Reste der polnischen Sprengungen werden bald beseitigt sein, bald wird die Straßenbahn auch über die Straße ihr klapperndes Lied singen. Ich suche mir ein Quartier, säubere mich vom Eisenbahnstaub. Aber gegen Abend schlendre ich doch durch die Straßen. Die Anlage der Stadt ist deutsch; man sieht es sogleich. Sauber gezirkelt der viereckige Marktplatz, von dem die Straßen rechtwinklig abführen. Ich höre singen, Mädchen kommen untergehaft an mir vorbei, sie tragen die schö-

nen Bielitzer Trachten. Frauengruppen stehen plauschend vor den Türen. Vor einem Kaffee steht eine Gruppe von Männern. Ich trete ein. Die Kellner bedienen mit ausgesuchter Höflichkeit. Es ist, als sei nie Krieg gewesen.

Langsam schlendre ich weiter, in die Hügel, die die Stadt umgeben. Der Himmel ist klar, keine Wolke ist an ihm zu sehen. Abendlich-zarte Farben mischen sich und gehen in ein sanftes Grün über, während die Sonne zögernd hinter dem Zuge der Beskiden versinkt. Mein Herz ist erfüllt von tiefem Frieden. Hinter mir das ganze zarte Brausen der sich umdunkelnden Stadt, vor mir die sanftgeschwungenen Züge der Berge, über mir der seidig schimmernde Himmel, aus dem leise bebend schon der Abendstern steigt .... Mich überfällt die Sehnsucht, länger hier verweilen zu können. Ich weiß, daß es nicht lange dauern wird, bis die Freunde im Reich diese Stätte der Ruhe aufgespürt haben und in kurzen Zeiten der Rast hier ihr Herz damit erfüllen werden. Und es wird auch nicht lange dauern, bis irgendein Dichter davon erzählen wird, er braucht nicht viel dazu zu tun, die Stadt und ihre Menschen und die Berge — das alles ist schon Gesang, er braucht nur aufgezeichnet zu werden ...



## Detlef Krannhals

# Münchener Kunst in Danzig

Im Rahmen einer reichen Reihe von Veranstaltungen, die der Oberbürgermeister der Hansestadt Danzig Gauamtsleiter Lippke im Rahmen der Kulturtag in Danzig im November 1941 zusammengerufen hatte, wurde im Grünen Tor durch den Oberbürgermeister der Hauptstadt der Bewegung, Reichsleiter Fiehler, eine Ausstellung Münchener Kunstschaffens eröffnet, die Werke der Malerei, der Plastik und des Kunstgewerbes zusammenstellt und bis Ende Dezember geöffnet bleibt. Geschichtliche Bindungen und Beziehungen zwischen Danzig und München sind, worauf auch Oberbürgermeister Fiehler in einem einleitenden Text zum Katalog der Ausstellung hinweist, selten. Beide Städte haben trotzdem manche Ähnlichkeit des Schicksals miteinander aufzuweisen. — Für jeden Deutschen, selbstverständlich auch für jeden Ostdeutschen ist München ein Begriff, der lange Zeit die künstlerische Führung deutschen Schaffens bedeutete. Es sei hierbei auch daran erinnert, wie viele Ostdeutsche in München und seiner weiteren Umgebung Heimat gefunden haben, wie mancher ostdeutsche Maler, Bildhauer, Dichter und Schriftsteller in München und in den bayerischen Bergen lebte und lebt und wie oft sein Schaffen in dieser andersartigen Umgebung immer wieder vom Osten kündet. Es ist wohl oft so, daß eine Sehnsucht nach dem Süden durch die Menschen des Ostens geht, um sich — wenn sie einmal gestillt ist — in eine Sehnsucht nach dem heimatischen Osten zu verwandeln: die unerfüllte Sehnsucht bedeutet dann oft eine als notwendig empfundene Triebfeder des Schaffens. Auf der anderen Seite aber ist die fruchtbare schöpferische Spannung zwischen Ost und Süd nur unbewußt vorhanden — genug, es ist aus ihr manches Wertvolle erwachsen,

das gemeindeutsches Gut wurde und es steht zu hoffen, daß auch diese Ausstellung sich fruchtbar in jenen Spannungsbereich einordnet.

Nun sind aber die Ausstellenden in der Münchener Kunstausstellung, die die Räume des Grünen Tores und der Danziger Kunstammer füllt, zum größten Teil Söhne der Stadt München und des süddeutschen Landes, darunter mancher Name von deutschem und man kann sagen von europäischem Ruf, so daß diese Ausstellung wohl als ein allgemeingültiger und sicherer Querschnitt durch die Höhepunkte des Münchener Kunstschaffens angesehen werden kann. Daß ihre Werke hier auf dem Boden Ostdeutschlands gezeigt werden und eine allgemeine Anerkennung finden, bedeutet nicht nur Kunstgenuß und Kunstbetrachtung, sondern auch Anregung, Aufgabenstellung und Zielweisung.

Man hat zunächst den Eindruck, als wenn die Landschaft vorherrscht, es ist natürlich thematisch der deutsche Westen und Süden darunter reich vertreten. Auch glaubt man ein vielseitiges Durchklingen impressiver Gestaltung in der Landschaft und in den Szenen häuerlichen Lebens zu finden. Daraus heben sich aber eine ganze Reihe von Arbeiten, die einen wohlthuenden Anspruch an die Strenge der Form stellen, ohne gläsern und hart zu sein, die die Lockerheit der Konturen in der Klarheit der Linien zusammenfließen lassen und dabei neben einer Formschönheit auch eine Verinnerlichung des Bildausdruckes erreichen.

Von den Landschaften, die wie angedeutet, in allen Stadien der Auffassung vertreten sind, sei hier der Versuch einer kurzen aufzählenden Schilderung gemacht: eine „Dorfstraße im Winter“ von Richard Huber, auf der kleine Ferkel und rosa Schweine durch einen etwas





Paul Neu: „Almwirtschaft“

matshigen Schnee tapsen, gibt in dieser selbstverständlichen Stimmung einen schönen Ausdruck von dem eigenwilligen Farbenspiel, das den Künstler wohl reizt hat — oder Anton Leidl's prächtige Güterwagen, die rot und flimmernd in der Hitze auf grün überwachsenen Geleisen stehen, die beiden schönen Arbeiten von Henny Proken-Kundmüller, in denen durch strenge Verbindung von Fläche und Form trotz aller Duftigkeit der Farbgebung eine schöne Klarheit geschaffen wird, im gleichen Zusammenhang sind auch Walter Rosés „Winter am Ammersee“, Edmund Steppes „Heimatliche Hügel“ und „Wanderlied“ und schließlich Karl Wolf's „Reiter, durch einen Wald reitend“ zu nennen, bei dem man, ohne damit Wolf nahe zu treten, gern an Albrecht Altdorfer denkt.

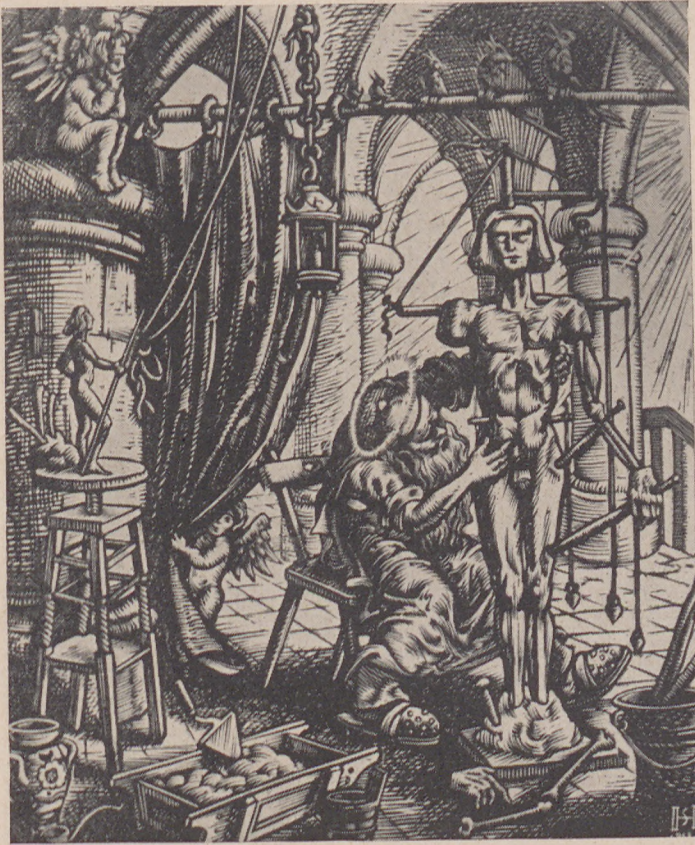
790

Aus der großen Reihe der kompositorischen Arbeiten, die sich an das Landschaftliche anschließen, sollen hier an erster Stelle die beiden Gemälde von Oswald Poebelberger „Wetterleuchten“ und „In den Bergen“ genannt werden, die in Stimmung und Farbgebung eine etwas düstere Schwefeligkeit aufzeigen, trotzdem aber kompositorisch und im Ausdruck seiner Menschen etwas ahnungsvoll Schönes enthält, das seine Arbeiten eigenartig und ausgewogen zugleich macht. In die Reihe der großen Kompositionen gehören die Arbeiten des verstorbenen Elk Eber, von dem Bilder aus den Kriegserlebnissen gezeigt werden. Die Landschaften des Wassers sind neben dem genannten Ammersee nicht wenig vertreten. Hervorzuheben sind u. a. die Arbeit des West-



Paul Neu: „Fensterln“





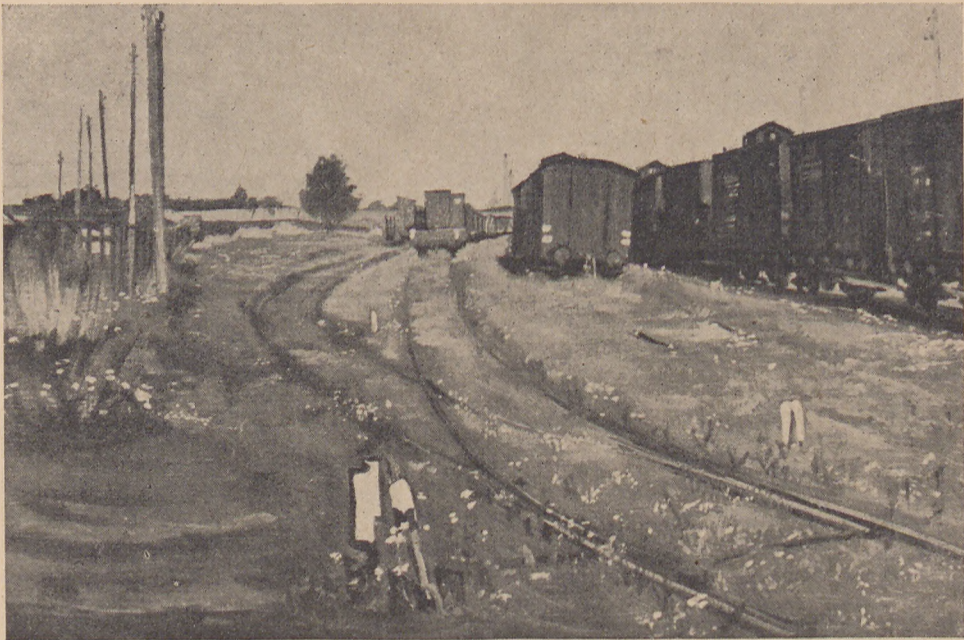
Hans Jörg Schuster: „Aus: Die Bayerische Bibel“

preußen Bachmann „Stagen's Riff“ und die mit der Härte eines Holzschnittes gemalten Röhne und Fischerneze von Otto Geigenberger. Daneben stehen unter den Porträtisten der Münchner Fritz Erler mit seinem Führerbild und dem Bilde Thoraks, dessen Stimmungen rötliche und gelbliche Gesamttöne bevorzugen, sowie das von Frische und Lebendigkeit strotzende Bauernmädchen von Thomas Baumgartner. Besonders aussprechend und in der Eigenart der Farbgebung dem nationalen Charakter seines Motives angepasst sind die Bildnisarbeiten des Kaukasiers Halil-Bey Mussayassul, dessen „Koranleserin“ wir in unseren Bildbeilagen bringen.

Viel Freude, Anregung und Lebendigkeit findet man bei den Zeichnungen von

Arnold, Gulbransson, Thöny und Paul Neu. Während die Arbeiten der erstgenannten Meister meist aus dem Kreis des Simplizissimus stammen und z. T. von dort her bekannt sind, stellt Gulbransson auch Arbeiten (Bildnisse) aus, die den „anderen Gulbransson“, als den ihn Wilhelm Schäfer kennzeichnete, verraten. Die urwüchsige, temperamentvolle, sprizige und lebendige Zeichenweise Paul Neus, der zu seinen bayerischen Schnadahüpfeln und Liebesduetten eine Reihe von Blättern hinzufügt, sei besonders hervorgehoben. Von ihm sind in diesem Artikel zwei burleske Entwürfe zu Glasfenstern enthalten. Eine besonders eindringliche Aufmerksamkeit verdient Schusters bayerische Bibel, eine Reihe von Holzschnitten, in denen das erste Buch Mose ganz untestamen-





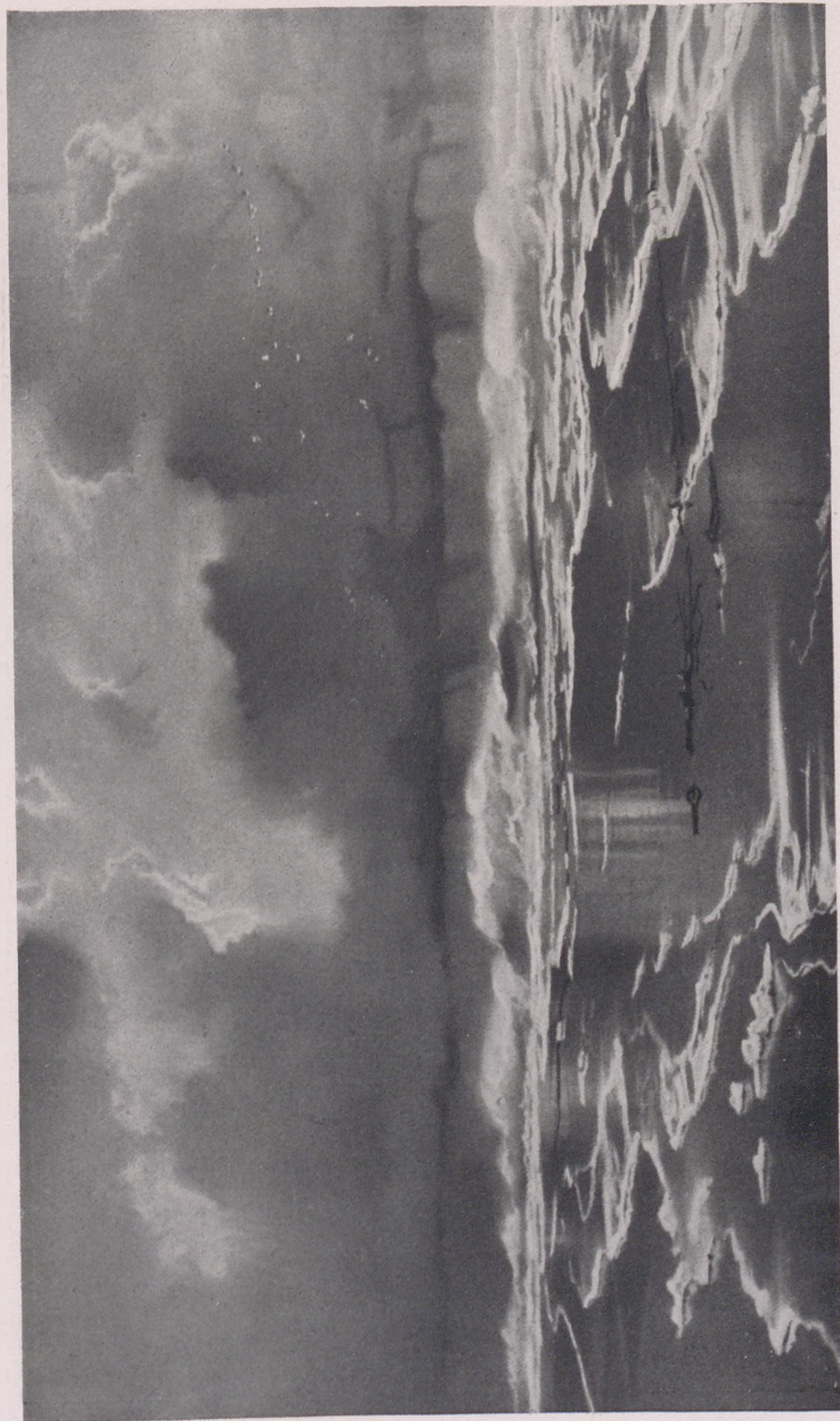
Anton Leidl: „Güterwagen“

tarisch mit bairischer Komik lebendig gemacht wird. Der Vorgang der Schöpfungsgeschichte ist hier als Märchen dargestellt, die Schaffung Adams beispielsweise zu einer technischen Angelegenheit des göttlichen Bildhauerateliers abgewandelt, als Gott am siebenten Tage ruht, liegt er in einem bairischen Himmelbett, vor dem seine riesigen Pantoffeln stehen und als Maria die Verkündigung erwartet, kommt zu ihr ein geflügelter „englischer“ Postbote mit dem Verkündigungsschreiben in der Rechten.

Die formschönen Plastiken von Georg Müller: Bildnis Kopf von Max Reger, des kürzlich verstorbenen Ferdinand Liebermann zum Licht strebende Mädchengestalt und die „Erwachende“ von Hans Schwegerle verdienen genau so eine Hervorhebung, wie hier auch der lebendig-freche, junge Erpel von Bertl Rungas genannt werden muß. Kostbares Gerät und schönes Porzellan zeigen die z. T. in der Kammmer ausgestellten kunstgewerblichen Arbeiten, darunter auch den in unserer Zeit wieder zu Ehren gekommenen Plakettenguß mit Arbeiten von Lissy Eckart.

Es kann an dieser Stelle nur das wesentlichst Erscheinende kurz referierend betrachtet werden und vieles muß sich der hier vielleicht angeregte Betrachter selbst an den reichen Ausstellungswänden und -vitrinen erobern. Es ist natürlich klar, daß es jetzt aus rein technischen Gründen nicht so wie im Frieden möglich ist, aus einer umfangreichen Zahl von Bildern die Auswahl des allein Gültigen zu treffen. Man muß sich immer wieder vor Augen halten, daß diese Ausstellung während des Krieges zustande gekommen ist, daß überhaupt schon das Vorhandensein einer so reich und schön ausgestatteten Bildauswahl mitten im Kriege eine Leistung an sich bedeutet, daß darum dem Kulturamt der Hansestadt Danzig sowie dem der Hauptstadt der Bewegung der besondere Dank jener Unzähligen zu gelten hat, die schon jetzt die Werke der Kunstausstellung sahen und von ihr nicht nur Anregungen und den Sinn für Formschönheiten mit nach Hause genommen haben, sondern um das Erlebnis der großen, unbändigen Schöpferkraft deutschen Kunstschaffens reicher geworden sind.





Alfred Bachmann: „Esfagen's Riff“





Halit-Bey Mussavassut: „Die Koranleserin“





Richard Huber: "Dorfstraße im Winter"





Oswald Poehelberger: „Wetterleuchten“



## Die Steinblüte

Ihr frühe Blühenden welket früh.  
So ist es verhängt.  
Das heiße hurtige Feuer brannte hinab.  
Lob aber sei dem Gestein.

Stein, versiegelter Mutterschoß,  
tief in dir bewahrest du den himmlischen Feuersaft.  
Wohlbedächtige Pflanze Stein.  
Unverschwendend und schwer,  
nie beirrt vom eiligen, wandelnden Licht,  
von Jahrtausenden her  
setzest du Schicht an Schicht.

So in der langen saturnischen Weile  
wächst du gelassen zu fels und Bastei,  
an der Vögel beflügelter Eile,  
an den Geschlechtern der Bäume vorbei.  
An der Pulse zuckendem Schlagen,  
an Pöanen und Sterbegegeschrei,  
an der Völker Sprachen und Sagen,  
Göttern und Stammesvätern vorbei.

Wer hat wie du so gewisse Blütezeit?  
Du erblühest, Gestein, in der Unendlichkeit.

Werner Bergengruen

# Der Apfel

Erzählung von Ottfried Graf Finckenstein

Als die Herbstnebel immer dichter wurden, bis sie die gelbe Flamme des Ahorns und die rote Blut des Pfaffenhütchens erstickten, da legte sich nicht etwa die Ruhe des Winterfriedens über das Dorf. Nein, ganz im Gegenteil, unter der dicken grauen Decke wurden gefährliche Träume wach und plagten die Menschen. Oder kann man es vielleicht anders nennen, wenn eine Frau sich gegen ihren Mann auflehnt und dabei die Grundlage des gemeinsamen Daseins in Gefahr bringt?

Vielleicht waren die Zuckerrüben daran schuld, die am besten auf schwerem Boden gedeihen und dann erst ausgewachsen sind, wenn die sonnige Hälfte des Herbstes vorbei ist und der Lehm an den Füßen klebt, daß man meint, die Stiefel seien angewachsen.

Dagegen ist allerdings zu sagen, daß die Ursache eines Übels meist versteckter zu liegen pflegt als der weithin sichtbare Zuckerrübenschlagn; etwa so tief wie die Wurzeln dieser Pflanzen, die im Innern der Erde verankert zu sein scheinen.

Ein kräftiger Mann hat ehrlich zu tun, um solch eine Rübe mit einem einzigen Ruck hochzuducken. Deshalb müssen auch Mann und Frau auf dem Rübenschlagn zusammenarbeiten, denn die Frau ist es, die mit dem Messer die Blätter abschlägt. Soweit ist dann alles in Ordnung. Zwar bleibt die Arbeit schwer, aber wann hat ein Landarbeiter je leichtes Geld verdient? Und wer möchte sich die fünf Mark — vielleicht noch mehr — die sich an einem Tag auf dem Zuckerrübenschlagn zusammenfinden, entgehen lassen?

Es muß also schon früher etwas zwischen dem Fritz und der Emilie gelegen haben, wenn auch niemand es bisher bemerkt hat. Wer kümmert sich auch so ge-

nau um zwei Menschen, die eben erst geheiratet haben und noch zusammenstreben wie Jungwald? Nicht einmal die gichtigen Augen der alten Frauen, die schon lange allein sind und am liebsten den Jungen unter die Röcke schauen, ob nicht vielleicht schon der Tod darunter lauert, — nicht einmal sie wagen sich an solch ein Paar, das noch der Mantel der jungen Liebe schützend umgibt.

Vor der Hochzeit ist allerdings viel geredet worden. Nicht immer finden die Menschen wie selbstverständlich zueinander, und hinter der Emilie waren die jungen Männer hergewesen wie die Bremsen hinter den Pferden, wenn ein Gewitter in der Luft liegt.

Dabei ist es eigentlich schwer zu sagen, warum gerade dies Mädchen solch einen verlockenden Reiz ausströmte. Reich war sie nicht, wenn auch die Eltern ihr Eigenes hatten und nicht unter dem Gut lebten. Es muß wohl an Emilies eigener Art gelegen haben, die man am besten mit einem edlen Apfel vor der Reife vergleichen könnte, dessen eben aufleuchtende Farben ein festes, fast hartes Fleisch umschließen und dessen Duft köstliche Erfrischung verspricht. Denn des Mädchens junge, bewegte Glieder bargen eine innere Kühle, die niemand durchbrechen konnte.

Wenn sie auf dem Vergnügen von einem Arm in den andern flog, hatte jeder Tänzer den Eindruck, daß sie eben erst ganz frisch in den Tanzsaal getreten sei. Und ebenso unberührt verließ sie ihn, wenn sie sich lachend aus seinem Arm wand, nachdem die Musik schon lange verstummt war und der Posaunist bereits sein Mundstück ausgekippt hatte.

Zum Schluß war sie dann nicht einmal sitzen geblieben, wie es solchen Mädchen meist ergeht, die sich zu gut dünken für



die Männer, die ihnen erreichbar sind, bis sich auch der letzte verstimmt von ihnen abgewandt hat.

Warum sie allerdings gerade den Frits Pörschke genommen hatte, einen einfachen Landarbeiter, mit dem sie obendrein kaum zwei Wochen gegangen war, das hatte niemand recht begreifen können.

Es wäre allen viel verständlicher erschienen, wenn sie an dem Autofschlosser Preuß hängengeblieben wäre, der auch eine Weile Ausichten zu haben schien. Denn daß der Frits das Motorrad des Schlossers in die Jauchegrube geworfen hatte, wo der andere es nur bei Nacht herauszuholen wagte, war doch nicht entscheidend. Der Preuß blieb trotz des stinkenden Fahrzeugs der feinere Mann, und die Jauche ließ sich unschwer abwaschen. Aber Frauen sind, wie sie sind. Man kann sie bisweilen nicht verstehen, und obendrein haben sie am Ende doch recht. Zumindest aber geben sie es nie zu, daß sie unrecht hatten.

Jedenfalls war der Schlosser Preuß seit jenem Ereignis weggeblieben und Frits Pörschke behielt den duftenden Apfel in seiner Hand.

Seither schien alles gut zu gehen, bis zu diesen grauen Herbsttagen. Aber den Anfang brachte sie das Ehestandsdarlehen hinweg. Und da Emilie ja selbst aus einfachen Verhältnissen stammte, so wußte sie sich später einzurichten. Sie scheute sich nicht vor der Arbeit, und unter ihrer Hand gedieh das Schwein ebenso wie die Hühner. Auch konnte jeder sehen, daß unter solchen Umständen die Ruh nicht lange auf sich warten lassen würde.

Man hätte sich höchstens wundern können, daß die Emilie sich so wenig veränderte. Selbst in diesem heißen Sommer, der die ganze Wintersaat zur Frühreife brachte, bewahrte sie ihre ruhige Kühle. Es schien fast, als habe sie gar nicht geheiratet und warte noch immer darauf, sich von ihrer mädchenhaften Einsamkeit zu trennen.

Aber das war wohl nur äußerlich, denn der Frits war kein Dummer, der nicht springt, wenn er einmal Anlauf genommen hat. Und wenn er stiller und ernster schien als sonst, so war das für einen verheirateten Mann nur richtig. Schließlich

wird aus dem wildesten Fohlen einmal ein brauchbares Arbeitspferd.

Ja, und dann kam die Zuckerrüben-ernte.

Emilie hatte eben den halben Morgen Kartoffeln allein herausgenommen, was trotz des schönen Herbstes nicht jede Frau geschafft hätte. Die Arbeit schien ihrem federnden Körper nichts anhaben zu können. Und an ihr Inneres rührte sie gewiß nicht.

Sie hatte ja nicht einmal geklagt, als der Mann die langen Wochen im Dorfbruch war und nur spät abends müde, zerstoßen und fast aufgefressen von der Sonne zu ihr ins Haus wankte. Damals, als er mehr einem trockenen Sack als einem Mann glich, hatte sie kein Wort gesagt.

Auch den ersten Tag auf dem Zuckerrübenschatz hatte sie mitgemacht, wie sich das gehört. Sie hatte mit den anderen Frauen auf dem Feld gestanden, — es war ein zugiger Tag, aber noch schien die Sonne. Vom Berg aus konnte man das Dorf liegen sehen, ja, Emilie konnte sogar den Apfelbaum vor der Haustür von der Ferne aus bewachen. Als die Kraniche mit ihrem brünstigen Schrei ihre Gedanken aus der Eintönigkeit der Arbeit rissen, wußte sie, daß es Zeit sei, die grünen Früchte abzunehmen. Jede Nacht konnte der Frost sich unvermutet hinter der Morgenröthe einschleichen, und dann war es zu spät.

Es kam aber kein Frost, sondern Nebel. Zuerst legte er sich über das Dorf. Emilie konnte zusehen, als es wie in einem Meer unterzugehen schien. Dann griff die Flut auch den Berg an, dessen Kuppe eben noch allein sonnenhell leuchtete.

Am Nachmittag stand die Frau plötzlich allein vor ihrem Rübenhaufen. Der Mann, der nur wenige Schritte weiter arbeitete, war schon von der weißen Schicht verschluckt worden. Durch den Nebel stach ein feiner Regen, der sich auf dem Lehm sammelte. Zum Schluß wußte man nicht mehr, ob die Rässe von oben oder von unten käme. Eine scharfe Kälte schnitt in die Beine und zog den Leib herauf.

Das war so richtig ein Tag, aus dem der Begriff des Zuhause wie eine goldene Kugel aufsteigt, wenn die Tür nach Feier-

abend geschlossen ist und die Petroleumlampe ihren warmen Schein über den summenden Kessel der Küche ergießt.

Doch die junge Frau schien nichts davon zu bemerken. Als der Fritsch auf den dicken Wollsohlen der Strümpfe lautlos hinter sie trat und sie umfaßte, erschrak sie so, daß sie den Kessel umwarf und das Wasser mit lautem Zischen auf der Herdplatte verdampfte.

Der Abend war verdorben. Vielleicht lag es auch daran, daß die Emilie plötzlich anfang von dem Schlosser Preuß zu sprechen. Sie erzählte, er habe sich jetzt ein Auto gekauft.

Woher sie das wissen wolle?

Sie habe es selbst gesehen...

Wann?

Als sie zum Einkaufen beim Höcker war.

Fritsch mußte daraufhin nichts mehr zu sagen, aber auch als die Lampe gelöscht war, blieb die Stube unheimlich und kühl, wie tot. Beide grübelten, aber die Gedanken eines jeden gingen ihren eigenen Weg. Sie fanden nicht zusammen. —

Am nächsten Tage wurde das Wetter noch schlimmer. Es war noch etwas kälter, so daß die Blätter der Rüben bereits bereift waren. Jetzt fand der kalte Nebel einen zweifachen Eingang zu dem Körper, über Arme und Beine hinweg.

Als die beiden nach Hause gekommen waren, hatten sie ihren ersten Streit. Bisher hatte es so etwas nicht gegeben. Sie waren miteinander im Geschirr des Tages gegangen wie ein gutes Gespann. Und tauchte einmal ein Hindernis auf, so waren sie mit Lachen darüber hinweggekommen.

Diesmal stand es zwischen ihnen beiden, und dem Mann verging dabei das Lachen.

Emilie erklärte nämlich kurz, sie käme nicht mehr mit auf das Rübenfeld.

Fritsch glaubte zuerst, das sei so eine Redensart. Frauen wollen bisweilen gebeten sein, auch wo es gar nicht am Platz ist. Aber dann zeigte die Frau, daß es ernst war, denn sie sagte Worte, die spitz waren wie Stacheldraht.

Eine Schlosserfrau brauche auch nicht bei solchem Wetter auf das Feld hinaus. Sie säße hübsch zu Hause, habe elektrisches Licht, und aus der Wand käme warmes Wasser geflossen.

Fritsch versuchte nun den Draht zu umgehen, er redete ihr gut zu, das sei doch alles Unsinn. Wann könnten sie denn so viel verdienen wie jetzt?

„Afford ist Mord“, widersprach Emilie.

Das sei schon richtig, aber es müsse doch nun einmal sein.

„Sooo...?“ Ob er denn nicht wisse, daß man mit den paar Mark doch nie hochkäme? Da lohne es sich nicht, die Gesundheit zu wagen, wer hülfte einem armen Menschen, wenn er wirklich krank würde? Und obendrein hätten sie noch die Schulden!

„Gerade deshalb müssen wir doch ran!“

Emilie sah ihren Mann an, als spräche er von unbekanntem Dingen. Dann betrachtete sie ihre aufgeplakten Hände, in deren Rissen sich ein wenig getrocknetes Blut gesammelt hatte, und sagte leise, aber bestimmt: „Morgen früh bleibe ich hier!“

Dabei blieb sie, wie vom Unverstand geschlagen, mochte ihr Mann auch noch so verzweifelt aussehen. Denn wohin sollen zwei Menschen kommen, wenn sie nicht mehr zusammenhalten, zumal wenn sie arm sind? Arme Leute müssen gegen das Leben, aber nicht gegeneinander streiten.

Doch Emilie hörte nun gar nicht mehr zu. Es schien, als habe eine fremde Macht Gewalt über sie bekommen. Sie blieb hart und gleichzeitig so kühl, wie sie es als Mädchen gewesen war, oder war sie es immer geblieben?

Fritsch fühlte, er habe immer schon gewußt, daß dieser Tag einmal kommen werde, der Tag, an dem es sich herausstellen würde, daß seine Frau eine Fremde sei. Für einen Augenblick ballte er die Faust, aber dann öffnete er langsam wieder die Finger und wandte sich ab. Nein, dazu war er sich zu schade.

Die nächsten Tage hatte er Zeit, über das Erlebte zu grübeln. Der Inspektor stellte ihn an die Miete. Ein anderer übernahm mit seiner Frau den Platz auf dem Rübenfeld. Dabei mußte Fritsch noch alles in sich hineinfressen, denn er befürchtete, sich lächerlich zu machen.

Seine Frau sei krank, sagte er zu den Kameraden.

„Wird auch Zeit“, meinte der alte Schramke mit einem schiefen Lachen, das den Fritsch wie Gift stach, ohne daß er



weiter darüber nachgedacht hätte. Wieder ballte er die Faust. Aber der alte Schranke hatte schon weiße Haare...

Übrigens blieb der kalte Nebel in den Kronen der Bäume hängen, und er fand nicht wieder fort. Eintöniges Grau, kein Anfang und kein Ende. Nur die Fenster des Dorfes leuchteten gegen Abend wie freundliche Grüße jene an, die auf der Landstraße vorbeikamen.

Fritz Pörschke hatte allerdings ein anderes Empfinden, wenn er von ferne das Licht seines Hauses sah. Es schien ihm, als käme dieser Schein aus einem fernen Reich, in dem seine Frau zufrieden lebe, und das nur ihr gehöre. So sicher war sie in ihrer Unvernunft, ganz unangreifbar.

Ein einfacher Mann wie Fritz Pörschke konnte dabei auf schlechte Gedanken kommen. Das Gespräch über den Schlosser hatte sich in seinem Gemüt festgehakt. Er mochte sich schütteln oder nicht, immer wieder schmerzte ihn dieser Haken.

Es war kein wichtiger Schmerz. Gott bewahre! Im Kampf mit dem Selbstbewußtsein eines gesunden Mannes hat die Eifersucht einen schweren Stand. Aber auch ein kleiner Splitter eitert nach einiger Zeit, und es ist besser, ihn vorher zu entfernen.

Am Abend fragte Fritz Pörschke seine Frau: „War nicht heute ein Auto im Dorf?“

„Ich weiß es nicht?“

„Bestimmt nicht?“

„Ich habe keine Zeit, andauernd auf die Straße zu sehen.“

Aber Fritz hatte die Spur im Lehm stehen sehen, und diese Spur machte ihn jetzt wild.

„Du lügst!“

Emilie sah erstaunt auf. Ach, was für ein kühler Blick war das! Derselbe Blick, der ihr die Männer vom Leibe gehalten hatte, wenn sie, erhitzt vom Tanzen, nach dem dunklen Garten drängten.

Fritz erinnerte sich, daß auch er vor solchem Blick Furcht gehabt hatte, bis er ihn einmal überwand, indem er die Emilie so nahe an sich heranzog, daß er ihre Augen nicht mehr sehen konnte. Damals hatte er als Erster und Einziger den Apfel gepflückt.

Da er nun schlagartig erkannte, daß seine Gedanken einen verkehrten Weg ge-

gangen waren — denn so weit kann eine Frau sich nicht verstellen und die Emilie schon gar nicht — und da ihn diese Gewißheit froh und verschämt zugleich machte, wollte er noch einmal sein Glück auf dem erprobten Wege versuchen. Er spürte auch für einen Augenblick, wie Emilie in seinen Armen weich wurde.

Dann entwand sie sich ihm.

„Laß das“, sagte sie kurz.

„Meinetwegen, wer nicht will, der hat schon.“ Gleich darauf schämte er sich seiner Worte, die ihm unbedacht entrollt waren und deren zweideutiger tieferer Sinn ihm jetzt erst brennend unter die Haut schoß. Doch es war zu spät. Seine Eitelkeit war zu sehr verletzt, um jetzt noch einen Ausweg zu finden.

Emilie allerdings schien nachträglich einlenken zu wollen. Sie lächelte ein wenig hilflos und begann: „Es ist doch wegen der Schulden...“ Dann aber stockte sie und vereiste wieder.

Einige Tage später — es lohnt nicht, Stunden zu zählen, die, einmal verloren, nicht wieder einzubringen sind — kam Fritz Pörschke erst spät heim. Zudem brachte er eine Flasche Schnaps mit, jenes klare Getränk, das wie Wasser aussieht und in dem man doch viel schneller versinken kann als in dem tiefsten See.

Emilie machte ein erstauntes Gesicht. Fritz aber piffte einen Marsch. Sein Selbstbewußtsein hatte sich auf eine unnatürliche Art gestärkt. Er bemerkte auch nicht, daß seine Frau nur auf ein gutes Wort wartete. Er sah nicht, wie sie sich quälte, vielmehr fühlte er sich als Sieger und war kein großmütiger Sieger.

Am nächsten Morgen fragte Emilie, wann er nach Hause käme.

Das ginge sie nichts an. (Soweit waren die beiden schon gekommen.)

Es sei nur wegen des Abendbrots. Sie wolle Klopse machen und die verbieten so leicht.

„Kannst ja warten, bis ich da bin.“ Aber im Stillen nahm der Mann sich vor, nicht wieder erst ins Dorf zu gehen. Diesmal hatte er den neuen, versöhnlichen Ton aus Emilies knappen Worten vernommen. Oder war es das Lächeln, das sie umrahmte? Er konnte sich nicht schlüssig darüber werden.

Es wehte draußen nun schon ein eifriger Wind, der einen Mann recht gut nach Hause treiben kann, ohne daß er seinen Stolz etwas vergibt. — — —

Die Klopse waren gerade fertig geworden. Also hatte sie gewußt, daß er käme. Dazu stand die Flasche von gestern auf dem Tisch. Die Emilie war eben doch eine gute Frau. Nicht jede hätte das getan.

Fritz aß und trank, dann steckte er sich behaglich die Pfeife an. Emilie sah ihm zu und lächelte.

„Was lachst?“ fragte er, selbst schmunzelnd.

„Ich denke, ob ich auch mal einen nehme?“

„Natürlich, kann ja nicht schaden.“ Dabei hatte er ihr schon eingesehen.

Immer noch dies Lächeln, auch als sie das Glas zum Munde führte und so tat, als ob sie tränke. Dann schüttelte sie sich.

„Ist es so schlimm?“

„Ja“, aber sie lachte schon wieder.

„Was lachst?“ fragte er noch einmal.

„Ich lache nur, daß du so dämlich bist.“

„Nanu?“ Fritz war ehrlich entrüstet. Fing sie schon wieder an?

Doch Emilie ließ sich nicht mehr aus der Fassung bringen. Auch der festeste Apfel wird einmal mürbe. Und mit der Scham ist das nicht anders. Dreimal hatte die Emilie vergeblich angesehen. Diesmal wollte sie es zu Ende bringen.

„Das du nicht begreifst, warum ich nicht in die Rüben will! Es ist doch wegen der Schulden...“

„Was redest du immer von Schulden! Die paar Dittchen beim Höker, was ist das schon?“

„Und das Ehestandsdarlehen? Ich dachte... wir könnten das doch... abarbeiten?“ Emilie wandte die Augen nach dem Herd, wo wieder einmal das Wasser überkochte.

Fritz schien noch immer nicht zu verstehen.

Da gab sie sich einen Ruck und blickte ihn voll an. Und nun mußte auch er es begreifen. Denn auf ihrem Gesicht lag jetzt ein tiefes Rot, in dem sich Glück und Stolz zugleich spiegelten.

Es schien, als sei der Apfel in dieser winzigen Zeitspanne zur leuchtenden Frucht gereift.



# Der Hahnenruf

Erzählung von Lothar P. Manhold

Eines Tages nahm General Ma sein fünfjähriges Söhnchen bei der Hand und führte es zu einem berühmten Taoistenpriester, von dem gesagt wurde, er könne den Menschen in der Jugend ihr Geschick von der Stirne ablesen. Der alte Mönch blickte lange forschend in das Gesicht des Kindes, seine Augen drangen in das Innere und senkten sich bis auf den tiefsten Grund der Seele; sie kehrten zurück und berichteten, was sie dort gefunden hatten. Der Taoistenpriester sagte, es werde dem Kinde Heil beschieden sein, wenn es sich vor dem Feuer in acht nähme. Nun bat General Ma den Mönch um die Niederschrift seines Urteils. Der Mönch streckte stumm die abgezehrte, knochige Hand nach hinten und ließ sich von seinem Gehilfen einen Streifen Seide, einen Pinsel und ein Tuschefläschchen reichen, dann schrieb er mit gewandten Zügen die Worte: „Hahnenruf, der zum Himmel dringt: Flucht vor dem Feuer bringt Heil!“

General Ma war ein bißchen enttäuscht über die Kürze des Urteils, man hatte ihm berichtet, der alte Mönch habe diesem und jenem einen langen schriftlichen Kommentar ausgehändigt, doch der Gehilfe erklärte ihm, gegen andere habe der Priester sich überhaupt geweigert, auch nur ein einziges Wort zu sprechen. So mußte der General sich mit dem, was er erreicht hatte, zufrieden geben, es war doch wenigstens etwas.

General Ma nahm das Urteil des Taoisten zunächst ganz wörtlich, doch bald gab ihm ein wunderbarer Zufall zu denken und er fing an, den Spruch symbolisch aufzufassen. General Ma schickte nämlich wenige Tage darauf den Kleinen mit seiner Wärterin in Begleitung einiger Diener und Soldaten aus seinem Truppenlager zurück in die Stadt und zur Mutter. Auf dem halben Wege überraschte ein schnell heraufziehendes Gewitter die kleine Reisegesellschaft. Weit und breit war kein Gehöft zu sehen, nur ein Gehölz in der Ferne versprach einigen Schutz vor dem Regen. Dorthin

eilte man, während am Himmel nachtschwarzes Gewölk unheilvoll sich ballte und der Sturmwind gewaltige gelbe Wolken Sandes emporhob und zwischen den Flüchtenden hindurchwandern ließ. Die Kinderfrau trug den kleinen, ängstlich plärrenden Ma auf den Armen, sie hatte ihn in ein großes Tuch eingehüllt, das zunächst auch sein Gesichtchen bedeckte und ihn vor dem Regen beschützen sollte. Dem Kleinen war es sehr unbehaglich darin, er strampelte was er konnte und streifte trotz aller Vermahnungen und Warnungen vor dem schrecklichen gelben Feuer, das schon über den Himmel lief, die Hülle ab. „Seht doch das ungezogene Kind!“ rief die Wärterin nun schon beinahe weinend, „die Feuerschlangen werden kommen und es fressen. Schämen sollst du dich, deiner guten Nai-nai solchen Schabernack zu spielen gerade jetzt, wo du besonders artig sein solltest. Gleich wird es regnen und du wirst naß werden wie ein Fisch.“ Der Kleine war nicht zu halten. Er brüllte aus Leibeskräften, wand sich wie ein Ual und verlangte, selber zu gehen. Die Gute wußte sich diese Ungebärdigkeit garnicht zu erklären. Sie gab nach und rief einem der Diener, der neben ihr ging: „Da, halte einmal den kleinen Herrn! Ich will ihn ordentlich einwickeln.“ Der Diener gehorchte. Schon fielen die ersten Tropfen und bis zum Gehölz waren noch gut fünfhundert Schritt zu laufen. Ein Blitzstrahl fuhr herab und blendete allen das Gesicht, zugleich knallte der Donner hinterdrein wie eine gewaltige Steinlawine, und der Regen stürzte mit der Gewalt eines Wasserfalles herab. Als sich die Soldaten, als sich die Diener von ihrem Schrecken ermannten, sahen sie die Kinderfrau am Boden liegen. Der Blitz hatte sie erschlagen.

General Ma machte sich schon einen ganz richtigen Vers auf diese Begebenheit, er überlegte: Drakelsprüche enthalten immer einen verborgenen Sinn, es kommt nun darauf an, ihn zu er-

schließen, damit mein Sohn bösen Einflüssen aus dem Wege gehen kann.

Mit sechzehn Jahren bestand der kleine Ma sein Examen als Bakkalaureus. Es wurde ein Fest veranstaltet und man feierte auf einem Hausboot bis tief in die Nacht hinein. Gegen Morgen, als die jungen Leute bleiern schliefen, denn sie hatten gehörig gezecht, brach ein Feuer auf dem Boot aus, und alle, bis auf einen, kamen in den Flammen um oder ertranken. Und der eine, der mit dem Leben davorkam, war kein anderer als Ma, der kleine Ma, und wußte selber nicht, wie das zugegangen war. Er war wie einige andere seiner Gäste vor den tosenden Flammen ins Wasser geflüchtet, die weiten Gewänder breiteten sich auf der Oberfläche aus und trugen ihn; so glitt er mit der Strömung dahin, kam dem Ufer nahe und blieb im Weidengebüsch hängen. Es war nichts wunderbares dabei. Und doch blieb es überaus merkwürdig, daß allein er mit dem Leben davongekommen war.

Die Frage nach dem Sinn des Orakelspruchs wurde aufs neue gestellt. Dieses Mal hatte er sich wörtlich erfüllt. Es wurde viel darüber geredet, bis man die Lösung gefunden zu haben glaubte. Zweierlei Feuer waren gemeint: Einmal das wirkliche und dann ein sinnbildlich Gedachtes, nämlich die Liebe, welche alle Menschen ansengt, manche aber völlig verbrennt, sodas von ihnen nicht viel mehr übrig bleibt als von einer verschmorten Gans. In diesem Sinne wirkte die Mutter auf ihren Sohn ein und warnte ihn dringend vor der Leidenschaft in der Liebe, die man für süß und ungefährlich hält, die aus der Ferne betrachtet glatt und schön ist wie eine Raubkatze, doch in der Nähe ebenso gefährlich und aller Tücken voll.

Nun, der kleine Ma hatte ganz anderes im Sinn als Liebe. Er war klug und energisch. Daß er sich nicht zum Soldatenhandwerk hingezogen fühlte, lag eigentlich nur in der gewöhnlichen Opposition der Söhne gegen den Beruf ihres Vaters; sie beweisen sich ihre Selbständigkeit, indem sie etwas anderes erwählen, und nicht immer ist es etwas besseres. Der kleine Ma wollte nicht Soldaten, sondern Gedanken kom-

mandieren, es steckte der Ehrgeiz eines Reformators in ihm. Tief versenkte er sich in das Studium der gelehrten Sachen, und da es nicht seine Art war etwas nur halb zu wollen, beschloß er nichts mehr und nichts weniger, als seinen Namen ebenso groß und unsterblich zu machen als es der Namen Kuntzses war. Schön und gut. Er machte sich unverdrossen ans Werk und schuftete etliche Jahre wie ein Rind. Es stellten sich auch ganz hübsche Erfolge ein, doch wie weit stand das Erreichte unter dem Gewollten. Bei aller Büffelei, bei allem Grübeln, trotz angestrenzter Nachtwachen gelang es ihm nicht, über einen gewissen Punkt der Einsicht hinauszukommen und je mehr und je heftiger er sich abmühte, die unsichtbare Mauer umzuwerfen, die ihn am Weitergehen hinderte, desto stärker wurde das Gefühl der Verdummung, zuletzt verzagte er an allem und gab sich verloren. Er hatte Augenblicke, da wäre er am liebsten mit dem Kopf gegen einen Pfosten gerannt, einmal um sich zu strafen für soviel wachsende, schändliche Dummheit, zum andern in der Hoffnung bei dem Zusammenprall im Hirn jene göttlichen Funken zu erzeugen, die sich anders nicht heraus schlagen lassen wollten. Er wurde darüber schwer krank. Siech und kraftlos verbrachte er viele Wochen auf dem Lager, und die Ärzte, die sich um ihn bemühten, gaben ihm im Stillen nur noch eine geringe Frist zum Leben. Da erhielt der Todeskandidat unvermutet neuen Auftrieb.

Der Leser denkt gewiß, nun tritt eine jugendliche Schöne in die Krankenstube, die, in den kleinen Ma verliebt, das gleiche Feuer auch in seinem Herzen entzündet, um ihn dann nur desto tiefer ins Elend zu führen. Doch welche Schöne sollte Gefallen finden an einem ausgemergelten, vom Gedankenwurm zernagten Gelehrten! Nein, die Sache kam anders.

Der kleine Ma hatte vor einer Reihe von Jahren eine Schrift verfaßt, die sich mit den Methoden der Landesverteidigung auseinandersetzte. Kein Mensch hatte damals den Kopf danach gehoben, doch sie gewann jetzt ungeahnte Bedeutung, da die Grenzen des Reiches von furchtbaren Feinden überrannt wurden. In den hochgehenden Wogen der militä-



rischen und politischen Meinungen tauchte nun auch die Schrift des kleinen Ma auf, sie wies ihren Verfasser als einen einsichtsvollen Kopf aus, dessen Rat Hilfe versprach. Was war natürlicher, als daß man sich auch an höchster Stelle dieses Mannes zu bedienen entschloß. Man schickte zu ihm, und er wurde gefunden, den einen Fuß schon auf der Schwelle des Totenreiches. Aber der kleine Ma besann sich eines besseren, er kehrte um, wurde in wenigen Tagen zum Staunen der Ärzte gesund und fand sich alsbald im engeren Rat der Landesverteidigung. Das war nun gerade die Atmosphäre, die der kleine Ma gebrauchte. Er drückte alle anderen an die Wand und legte sich mit all seinen Kräften mächtig ins Zeug. Wie weggeblasen war das Siechtum. Er bürdete sich Lasten auf, die ein halbes Duzend Mandarine nicht bewältigt hätten. Wahrlich, er leistete Unglaubliches! Er reorganisierte das Heer, warf sich an der Spitze der Truppen dem heranbrandenden Feinde, der schon tief in das Reich vorgedrungen war, entgegen, besiegte ihn in einer Kette schwerer Kämpfe und durfte sich den Retter des Reiches nennen. Der kleine Ma beanspruchte nun die Ehren, welche ihm von rechts wegen auch gebührten: Einzug als Sieger in die Kaiserstadt, Erhebung zum ersten Mandarin, alleinige Befehlsgewalt über das Heer, soundsovielle Lasten Gold und was dergleichen schönes mehr. Vor allen Dingen aber wollte er nun auch im Frieden den Takstock schwingen und die andern sollten tanzen, wie er piß. Doch eben das wollten sie nicht, eine Verschwörung kam zustande, die Meuterer bewältigten sich des kleinen Ma, sie führten ihn weg, und setzten ihn gefangen, nicht ohne ihm zuvor Nase und Ohren abschneiden zu lassen.

Ja, da lag nun der kleine Ma, gestürzt von der Höhe des Ruhmes, greulich entstellt, mit Ketten gefesselt in einem finsternen, stinkenden Schmutzloch und hatte auf Jahre hinaus Zeit zum Nachdenken über den Lauf der Welt. Er verbrachte zwei Jahre in seinem Gefängnis, dann starb der Kaiser, ein neuer Herrscher bestieg den Thron der Himmelsöhne und die Amnestie, welche der neue

Regent erließ, kam auch dem kleinen Ma zugute. Die Ketten fielen, die Türen des finsternen, stinkenden Schmutzlochs öffneten sich, und Ma schlich von dannen.

Von niemand erkannt, von allen gemieden schleppte er sich zu seiner alten Behausung, worin er viele Jahre mit meist nutzlosen Studien vergeudet hatte. Aber, was fand er da?! Statt des schützenden Daches, statt der freundlichen Schwelle und traulicher kleiner Stuben — einen Schutthausen, angekohlte Balken, Asche und Hundekot. Laut klagend durchwühlte er die kläglichen Reste, aber er fand nichts von Wert oder Belang, und nur ein angefengtes Stück Seide kam ihm in die Finger, auf dem die Worte standen:

„Hahnenruf, der zum Himmel dringt:  
Flucht vor dem Feuer bringt Heil!“

Mit tränennassen Augen betrachtete der kleine Ma die Schriftzeichen des wiedergefundenen Talismans. Seine Gedanken wanderten den weiten, weiten Weg zurück, auf dem seine Jahre eines nach dem anderen dahingegangen waren, und er fand: im Grunde genommen hatte er doch ebensowenig gelebt wie seine beiden Brüder, die schon im zarten Kindesalter gestorben waren, noch ehe er das Licht dieser freudlosen Welt erblickt hatte; ja, ihr Schicksal dünkte ihm sogar beneidenswert gegen das seine. Was hatte er denn Übles getan, daß er so leiden mußte? Hatte er nicht nach Vollkommenheit gestrebt? Und sollte das Sünde gewesen sein? Er hatte seine Hände ausgestreckt nach den Früchten des Geistes — Siechtum, Lebensüberdruß, ja beinahe der Tod waren seine Ernte gewesen. Er hatte das Reich gerettet, hatte vollbracht, was kein anderer außer ihm zu schaffen vermochte, und war zum Dank dafür wie ein Verbrecher behandelt worden. O grausame Götter! O du hartherzige, schändliche Welt! Nun suchte er eine Stätte, sich zu verbergen, sein Haus suchte er, die bescheidene, liebe Gelehrtenklausel. Und fand nur Schutt und Asche und Trümmer. Heißer strömten die Tränen. Wieder las er die Worte des Talismans:

„Flucht vor dem Feuer bringt Heil!“

Ja, nun war er abermals dem Flammentode entronnen, doch sein Schicksal war

ärger als je. Welch ein Hohn, welch teuflische Niedertracht grinste ihm aus den Zeichen entgegen. Empört schleuderte er die Seide mit dem Orakelspruch auf den Schutt zurück, doch der Wind, der über die Stätte strich, hob das Blatt auf und führte es zurück auf seinen Schoß und so behielt er es, denn der Vorgang, so zufällig er auch aussah, schien ihm doch etwas besonderes zu bedeuten.

Er erhob sich und ging weiter. Er klopfte an die Türen seiner alten Freunde, man wies ihn ab, man wollte sich seiner nicht mehr erinnern oder lehnte es ab, einen Gezeichneten aufzunehmen. Da drückte er sich zum Tore hinaus, schleppte sich weh und kraftlos in die Ebene hinein, er wußte nicht, was nun aus ihm werden sollte. Vielleicht war es am besten, er ging an den Fluß, legte sich in das Weidengebüsch und wartete, bis der Tod kam. Wenn er schon sterben sollte, so wenigstens hier draußen in der Einsamkeit, wo ihm weder neugierige Menschen noch Straßenhunde den letzten Seufzer hinausdehnten und schwer machten.

Wie er so hinwankte und mit sich selber redete, saß da am Wege ein uralter Taoist ausgemergelt wie eine Mumie und seine dünnen Augenlider flatterten wie Insektenflügel. Hinter ihm aber stand mit ergebener Miene sein Gehilfe. Der Greis streckte den dünnen knöchigen Finger gegen den herankommenden kleinen Ma aus und sprach: „Diesen Menschen sollte ich doch kennen. Ich kenne ihn doch genau.“ Ma blieb stehen und musterte den Greis eine Weile, dann sagte er: „Es ist ein Irrtum. Ich jedenfalls kenne Euch nicht.“

Der Alte sprach: „Du warst ein kleines Kind und gingst an der Hand deines Vaters. Du bist doch der kleine Ma. Von deiner Stirne las ich dein Schicksal ab und schrieb dir Worte des Wohlverhaltens auf, damit du dich vor dem drohenden Unheil schützen könntest.“

Der kleine Ma wies dem Alten die angelegte Seide. Der Taoist betrachtete die Zeichen lange und es war zu sehen, daß ihm vielerlei Gedanken durch die Seele zogen. Mit zitternder Stimme rief der kleine Ma: „Wohl habe ich den Hahnenruf vernommen und mich gehütet

vor den verzehrenden Flammen der Liebe und des Feuers. Doch wäre mir besser geschehen, ich hätte mich unbedenklich in die einen gestürzt und wäre von den andern zeitig dahingerafft worden, anstatt daß ich mein Leben so elend hinschleppen mußte mit Plagen und unendlichem Leid bis auf den heutigen Tag.“

Der Taoistenpriester schüttelte sein beinernes Haupt. „Die Flamme“, sagte er, „ist ein doppelt deutbares Zeichen. Die kündet das Reine und die Vernichtung. Vom Himmel ist das Feuer und wirkt auf Erden Zerstörung, wenn es nicht in Maßen gehalten wird. Um Worte klebend hast du blind den Sinn der Warnung mißverstanden und bist in das Unheil geflogen wie die Motte, welche mit wirbelnden Flügeln in die offene Flamme stürzt. Deinen Ehrgeiz hättest Du zügelnd, ja vernichten müssen — er war die Flamme, welche dich verbrannte.“

Der kleine Ma sah den Wundermann mit offenem Munde an. Seine Bestürzung war groß. Der Alte aber fuhr fort zu sprechen und sagte: „Ich wußte wohl, daß du nicht danach handeln würdest, daher schrieb ich jene Worte vom Hahnenruf vor die Warnung. Der Hahn ist zuverlässig. Er kräht, wenn es Morgen wird. Aber er kann nicht selbst zum Himmel fliegen. Er kräht nur und ist ein Sinnbild jener Kreaturen, die sich nicht zu Höherem erheben können, obwohl ihnen Flügel gewachsen sind.“

„Wenn ich dich nun noch einmal frage, was ich hätte tun sollen, damit das üble Geschick von mir abgewendet werde,“ sagte der kleine Ma, „welche Antwort wirst du mir dann geben?“

Der Alte sagte: „Du hättest deine Natur von Grund auf ändern müssen.“

Da verzog sich das Gesicht des kleinen Ma zu einer abscheulichen Grimasse, er hob die Faust, bedrohte den Wundermann und schrie: „Du solltest dich schämen, solche Narreteien für Weisheit auszugeben. Lächerlich über die Maßen scheint es mir jetzt, daß Leute dich einen Heiligen und Weisen nennen. Beim Fürsten der Hölle, zeige mir doch ein Geschöpf unter der Sonne, das wider seine Natur zu leben vermöchte, wenn es gleich sollte und wollte. Zeige mir



einen grasfressenden Tiger, einen der See abschwörenden Haiisch, zeige mir einen sprechenden Sperling oder ein zwitscherndes Pferd. Der Gedanke daran ist schon widersinnig und lächerlich genug. Doch du, erbärmliches Nichts, das Weisheit zu Lehren vorgibt und durch Lügen und Possenspiel vertrauende, einfältige Seelen in Widerspruch mit sich selber bringt, gibst mir den Rat mich umzukrempeln, daß ich ein völlig anderer werde, obwohl du ja weißt, daß es in keines Menschen Gewalt steht, Zähne und Nägel und Haare wachsen zu lassen, wenn die Natur ihr Nein gesprochen hat.“

Der Alte erwiderte gelassen: „Die Wildheit des Löwen, die Bier des Haiisches, Schwachhaftigkeit des Sperlings und Furchtsamkeit des Pferdes sind im Menschen. Der Mensch, der diese Tiere zähmt oder unterwirft, bändige auch ihre Eigenschaften in seiner Brust.“

„Wahrlich!“ rief der kleine Ma, „um Worte bist du, gleichnerischer Wicht, nicht verlegen. Was hindert mich daran, dir mit diesem Stein die Hirnschale zu zerschmettern als Entgelt für dein Geschwätz und die Sünde, welche du wider den Geist der Götter begehst mit deiner Lehre: Werde ein anderer. Ich aber bin, der ich bin, und muß so sein, wie ich bin. Nenne mich gottlos, der ich den Göttern fluche und mich losgesagt habe von ihnen um soviel Not, die sie auf meine Schultern häuften. Du bist es nicht minder, da du vermessen die Menschen Schleichwege lehrst, wie sie dem zugemessenen Unheil entgehen.“ Der Alte neigte ergeben den Kopf und empfing den Todesstreich. Sein Gehilfe warf schreidend die Arme empor und floh davon.

Was sollte nun weiter geschehen?

Indem der kleine Ma auf der stau-bigen Landstraße in die gelbe Weite hinausging, wuchsen ihm Kräfte, trotzige Gedanken kamen zu ihm geflogen wie Adler und sprachen: „Du hast allen Mühen zum Trotz kein großer Gelehrter werden können wie Kunsufse es war und bist um hohe Verdienste nicht anders behandelt worden als ein Verbrecher, so siehe denn zu, ob dir nicht gelingen will als Räuber deinem Namen Berühmtheit zu verschaffen.“ Gedacht, getan.

Es dauerte nicht lange, da hatte der kleine Ma eine stattliche Räuberbande um sich versammelt, deren Anführer er war. Auf einem bösen Rapphengst, dessen blutunterlaufene Augen Blitze schossen und dessen Rüstern Flammen zu sprühen schienen, ritt er vor seiner Schar, neben sich einen Fahnenträger, und wenn der Wind in das Banner blies, sah man inmitten ein Stück ange-sengte Seide mit dem Spruch:

„Hahnenruf, der zum Himmel dringt: Flucht vor dem Feuer bringt Heil!“

Wahrlich, Flucht allein brachte Heil vor Ma und seiner Reiterschar. Sie fielen über die Klöster her, mordeten die Mönche, raubten die Schatzkammern aus, steckten die Gebäude in Brand und führten die Beute in die Berge, wo sie in weitläufigen Felsenhöhlen fürstlich hausten wie Märchenprinzen.

Es war kein Kraut gewachsen gegen den kleinen Ma und seine Leute. Und je mehr er gefürchtet wurde, desto mehr brannte er darauf, kühnere Taten zu vollbringen, und seine Späher waren immerfort unterwegs, ihm Kunde zu bringen von den Erzählungen, die über ihn im Schwange waren. Nichts aber schmerzte ihn mehr, daß er immer noch der kleine Ma genannt wurde. Das warf Kummer und Schatten auf seine Seele so schwer und so peinigend, daß der wunderliche Mann nach etlichen Jahren, des Räuberlebens überdrüssig, sich den Richtern stellte und mit schier übermenschlicher Standhaftigkeit die lange Reihe der Martern ertrug, mit denen man ihn langsam zu Tode quälte. Kein Schmerzenslaut kam über seine Lippen. Er wollte damit erreichen, daß man ihn von nun an den großen Räuber Ma nenne. Doch auch das war vergebens.

Die Volksmenge, welche dem Schauspiel seiner Hinrichtung zugehört hatte, stand noch eine Weile auf dem Platz herum. Man schwätzte von hundert Sachen und hatte den kleinen Ma schon halb vergessen. Ja, und wenn von ihm geredet wurde, so sprach man eben nur vom kleinen Ma und dabei ist es denn später auch geblieben. Woraus man sieht, daß der Ruhm nicht zu erzwingen ist. Nicht zu erzwingen ist Ruhm bei den Menschen.

## Bücher - über und für den Osten

Von der auf Veranlassung von Oberbürgermeister Lippke durch das Nachrichtenamt der Hansestadt Danzig herausgegebenen und im Verlag Paul Rosenberg, Danzig erschienenen Schriftenreihe „Danzig in Geschichte und Gegenwart“ liegen bisher vier Hefte 1. „Danzig in Geschichte und Gegenwart“, 2. Dr. Kurt Peifer: „Danzig, das Schicksal eines deutschen Hafens“, 3. Detlef Krannhals: „Das Krantor zu Danzig“, 4. Heinz Rindermann: „Mar Halbe und der deutsche Osten“ vor, die als ein vielversprechender Anfang gewertet zu werden verdienen und der klaren Zielsetzung der sorgfältig ausgestatteten neuen Schriftenreihe, „als Runder für die ruhmreiche Vergangenheit, als mahnende Verpflichtung für die Zukunft dem Menschen unserer Tage Zeugnis von deutschem Willen und deutscher Leistung abzulegen“, voll und gerecht werden.

In einem ersten, die Übersicht gebenden Heft „Danzig in Geschichte und Gegenwart“ werden die bedeutendsten Fragen des Danziger Lebens auf geschichtlichem, wirtschaftlichem, kulturellem und militärischem Gebiet behandelt. Hier stehen neben den grundlegenden und richtungweisenden Ausführungen von Gauamtsleiter und Oberbürgermeister Lippke zum Thema „Danzig nach der Heimkehr ins Großdeutsche Reich“ zahlreiche Beiträge namhafter Vertreter unseres Wirtschafts- und Geisteslebens, die in knappen Umrissen anbahnen, was weiteren Heften der neuen Schriftenreihe für eine ausführlichere Würdigung vorbehalten bleiben soll.

Peifers Schrift „Danzig, das Schicksal eines deutschen Hafens“ die in der NS.-Bibliographie geführt wird, ist weit mehr als nur eine sachlich-nüchterne Auseinandersetzung mit Danziger Handels- und Wirtschaftsfragen schlechthin, ist, darüber hinaus, eine kurzgefasste, lebendig-sachkundig geschriebene Geschichte unseres Hafens, die in den Tagen der Hanse ihren Anfang nimmt und über die wechselvollen Geschehnisse der Jahrhunderte hinweg bis zur Wiedereinrichtung in den großdeutschen Wirtschaftsaufbau führt. Von ganz besonderem Interesse sind naturgemäß die Ausführungen über den Danziger Hafen in den Jahren der Freistaatszeit (damals sollte er ja auf Grund des Versailleser Diktats Polens „ungehinderter und freier Zugang zum Meere“ sein!) und den erbitterten Existenzkampf gegenüber dem polnischen Konkurrenzhafen Gdingen, der seine systematische Abdrosselung und den damit verbundenen völligen Niedergang der deutschen Hafenwirtschaft Danzigs zum

Ziel hatte. Zahlreiche Diagramme und Fotos unterstützen wirksam den Textteil des Heftes, das nach ernster Rückschau in eine gottlob längst überwundene und schon fast vergessene Vergangenheit den Ausblick in hoffnungsvollste Zukunft ermöglicht!

Krannhals' ausgezeichnete Krantor-Monographie muß um so dankbarer begrüßt werden, als sie uns, da sich seltsamerweise bisher „noch kein Baumeister und kein Geschichtskundiger fand, der dieses sonderbare, durch seine gewichtige Form drohend und mütterlich zugleich erscheinende Bauwerk einer besonderen Darstellung würdig glaubte“, erstmalig die Geschichte des Krantors erzählt. Wir erfahren, daß das Krantor, so wie es heute vor uns steht, ein Werk des bedeutenden Danziger Bürgermeisters Heinrich Vorrath ist (der Sage nach wurde es immer Konrad Lehtau zugeschrieben!), der, obgleich nicht sein Baumeister, dennoch durch seinen unermüdelichen Einsatz für den Krantorbau als der „Vater“ dieses wuchtigen Wahrzeichens Danzigs, mit dessen Bau 1442 begonnen wurde, bezeichnet werden muß. Eingehend untersucht der Verfasser die politische und wirtschaftliche Bedeutung des Krantors, berichtet von seinem Bau, seiner Beschaffenheit und seiner Aufgabe als Wassertor, Bollwerk und — Kran, denn immer hat es durch fünf Jahrhunderte hindurch bis in die Gegenwart hinein, ununterbrochen seiner Hauptaufgabe getreu, seiner wirtschaftlichen Bestimmung gedient.

Unser liebes altes Krantor — „Es hat nicht seinesgleichen unter den Wassertoren der hanfischen Küsten!“ — darf mit seinem ersten Chronisten zufrieden sein, dessen liebevolle und einfühlsame Darstellung eine dauerliche Lücke in unserem Danzig-Schrifttum beseitigte!

Das Heft „Mar Halbe und der deutsche Osten“ bringt den bisher unveröffentlichten Festvortrag von Universitätsprofessor Dr. Heinz Rindermann zum Abdruck, den dieser im Herbst vorigen Jahres aus Anlaß des 75. Geburtstages unseres Ehrenbürgers Dr. Mar Halbe in einer Feierstunde im Danziger Artushof gehalten hat. In ausführlichen Darlegungen würdigt der bekannte Literaturhistoriker das Gesamtwerk des Dichters, der sich bereits mit seinen ersten Arbeiten zu seiner ostdeutschen Heimat bekannte und damit den Weichselgau für das Schrifttum des 20. Jahrhunderts „literaturfähig“ machte. Immer ist der Dichter in seinem Schaffen der Heimat verhaftet geblieben, immer hat gerade sein Werk in den Jahren ihrer Ab-



trennung vom Mutterlande die „Wandlung des gesamtdeutschen Urteils über den deutschen Osten bedeutsam vorbereiten geholfen“.

Mit großer Gründlichkeit und tiefem Verständnis weiß Kindermann das dichterische Schaffen des erdverwurzelten ostdeutschen Menschen Max Halbe zu deuten, der seine Weichselheimat „früh schon der ganzen Nation als wichtiges Besitztum und als zu verteidigendes Erbe bewußt machte“. Zahlreiche Abbildungen, darunter Aufnahmen von Bühnenaufführungen und Verfilmungen Halbescher Dramen, sind dem Text beigegeben, dem als warmherziges Geleitwort ein „Gruß an Max Halbe“ von Hanns Strohmenger sowie die Selbstbiographie des Dichters vorangestellt sind.

Hansurich Röhl.

+

Der Verlag A. W. Kafemann in Danzig eröffnet eine Reihe von Bildbüchern der Heimat mit einem Bande, der das Gebiet des Reichsgaues Danzig-Westpreußen zeigt. Der Bildteil des kleinen, handlichen Buches umfaßt vierundvierzig Seiten, und der aufmerksame Betrachter kann von ihnen, die nur mit knapper, sachlicher Beschriftung versehen sind, ein Stück der tragischen Geschichte des Weichsellandes ablesen, die Dr. Detlef Kramnhals in einer bewegten Einleitung zu schildern weiß. Ein schöner, beinahe festlicher Glanz strahlt von all den Bildern aus, die Bauwerke, Landschaften und Menschen jener westpreußischen Gebiete zeigen, denen die polnische Fremdherrschaft erspart geblieben ist; gleich das erste Blatt, der reich gegliederte schlanke Turm des Rechtstädtischen Rathauses in Danzig umrahmt vom Grün eines Lindenbaumes und feierlich wehenden Bannern, hat diesen frohen Klang, der dann auf fast allen Darstellungen aus dem Danziger und dem ostpreußischen Gebiet wiederkehrt. Ganz anders ist die Wirkung der Bilder aus dem Reichsgauegebiet, das zwanzig Jahre lang polnisch gewesen ist. Man sieht es diesen Städtebildern an, was hier gesündigt worden ist und wird doch wiederum ergriffen von der ernsten, verhaltenen Sprache der Bauwerke aus deutscher Vergangenheit, dieser von nüchternem Mannesgeist gedachten Burgen und ihrer Spiegelbilder der Kirchen. Bei der Betrachtung dieser wenigen Bilder mag uns vielleicht die eigentümliche Schönheit Westpreußens aufgehen. Es ist nicht die Schönheit im klassischen oder im romantischen Sinne, es ist etwas ganz anderes, man muß an einen vom Kampf gezeichneten Krieger denken, an seinen Ernst, seine Verschlossenheit, und seine verhaltene Freude, den Sieg über den Tod davongetragen zu haben.

Die Darstellung der Geschichte des Weichsellandes, die Dr. Kramnhals schrieb, macht diese aus den Bildern gewonnene Erkenntnis nur noch deutlicher.

L. P. Manhold.

Zeiten von außerordentlicher geschichtlicher Größe und Bedeutung für Volk und Reich haben schon immer auch künstlerisch ihren besonderen Ausdruck gefunden. Die Dichtungen der Freiheitskriege zu Beginn des 19. Jahrhunderts sind uns das beste Beispiel hierfür.

Auch die Geschehnisse unserer Tage beginnen, ihren Niederschlag in der Kunst zu finden. Das beweist ein Bändchen, das der Gauverlag NS.-Schlesien in Breslau kürzlich der Öffentlichkeit übergeben hat, und das den Titel „Sturm und Wacht, Gedichte aus der Kriegszeit 1939/40“ trägt. Es enthält eine Sammlung von Gedichten und Soldatenliedern der verschiedensten schlesischen Dichter. Durch ein von der „Schlesischen Tageszeitung“ in Breslau veranstaltetes Preisaus Schreiben ist es entstanden und von deren Kulturschriftleiter Dr. Heinz Bröcker herausgegeben worden. „Unser Ausruf an die schlesischen Soldaten und Dichter“, so heißt es in dem Vorwort des Bändchens, „hat einen erfreulich starken Widerhall gefunden“. Die Auswahl der Einsendungen, die mit einem Preise ausgezeichnet oder für würdig befunden wurden, über den Zeitungsabdruck hinaus von dem Sinn der Geschehnisse zu künden, ist wirklich als glücklich und gelungen zu bezeichnen. Neben Beiträgen bekannter Autoren, z. B. von Hanns Gottschalk, Leonhard Hora, Georg Hauptstod und Rudolf Fisek, finden wir auch solche unbekannter Schriftsteller. Mannigfaltig wie die Namen, sind auch die Themen: Wir lesen von den heldenmütigen Kämpfen unserer Truppen, von der Opferbereitschaft und der Zuversicht der Heimat, von Kameradschaft und Treue, von Entschlossenheit und Sieg über innere Zweifel.

Ich kenne keinen, der, nachdem er in der Anthologie gelesen hatte, nicht das Gedicht „Die Mutter“ besonders lobend erwähnt hätte: Der erste Sohn seiner Mutter ließ sein Leben beim Kampf in Polen. Dann kam die Kunde von dem Heldentod des zweiten. Und als der dritte Sohn gefallen war, da hielt die Mutter zitternd den Brief in der Hand und schwieg.

„Dann sah sie auf, in ihren Tränen groß, und sprach: noch einen trage ich im Schoß. Mit dem besiege ich den Krieg.“

Diese Worte, möchten wir sagen, erscheinen uns als das Symbol für die Haltung unseres Volkes im gegenwärtigen Kriege. Kann dieser große Gedanke in solcher Schlichtheit mit besseren Worten ausgedrückt werden?

Dr. Kurt Schwarzer.

+

Der Verlag Glenz, Essen-Bredeney, hat ein kleines, aber inhaltreiches Heftchen „Was muß jeder von der Angestelltenversicherung wissen?“ herausgegeben, in dem die wichtigen, einschlägigen Kriegsgeetze vom 15. Januar 1941 und 24. Juli 1941 berücksichtigt sind. Der Preis dieser neuesten



sechsten Auflage einschließlich der Kriegs-  
gesetze beträgt 0,80 RM. zuzüglich Versand-  
kosten. Für die Ostgebiete (Warthegau,  
Westpreußen) bestehen Zusatzvorschriften  
(Preis 0,20 und 0,30 RM.).

+

Wer die baltischen „Praatchen“ richtig er-  
zählen oder vorlesen will, muß „baltisch“  
können, dann wirken sie richtig. Er muß  
jenes eigenartige Idiom von sich geben kön-  
nen, daß dem Klange nach den ostdeutschen  
Mundarten verwandt scheint und zwischen  
denen der Kenner doch himmelweite Unter-  
schiede entdeckt. Das Baltikum ist immer ein  
aneddotenreiches Gelände gewesen, und es ist  
darum erfreulich, wenn dieser Schatz bisher  
meist nur von Ohr zu Ohr wandernden Ge-  
schichten und Geschichten von Wolfgang  
Kraus in einem netten Bändchen: Die  
baltische Plaudertasche gesammelt  
worden ist. Ihr Witz ist funkelnd, geistvoll,  
polternd, mitunter hintergründig, und man  
freut sich immer wieder sehr an den Ge-  
schichten vom polternden alten Pastor Kie-  
mitz, von Onkel Bibo und der in jeder bal-  
tischen Familie vorhandenen im wahrsten  
Sinne des Wortes unsterblichen Tante Dor-  
chen, die ein Dutzend Pfamfuchen kaufen  
soll, hinfällt, alles schnell einsammelt,  
zählt...“ und wie ich so abzähl, was soll ich  
euch sagen, da sind's auf einmal dreizehn,  
aber der dreizehnte, Kinder, Kinder, sah  
der aus!“ Die Frandsche Verlagsbuch-  
handlung in Stuttgart hat es herausgebracht  
und Schäfer-Druckerei lapidare Zeich-  
nungen dazu gemacht. (RM. 2,80.)

+

Eine Ostländerzählung „Der Hof  
wider die Stürme“ von Bruno  
Giersche ist im Verlag A. W. Kafemann,  
Danzig, erschienen. Es ist eine geschichtliche  
Rahmenerzählung, die in der Gegend von  
Konitz in Westpreußen spielt und mit man-  
chen Sprüngen durch die Jahrhunderte die  
Geschichte eines Hofes wiedergibt. Das  
Schwergewicht des dramatischen Berichtes,  
in dem man mitunter Anklang an den „Wer-  
wolf“ des Ostdeutschen Hermann Löns zu  
spüren meint, ist auf die Leidensjahre des  
deutschen Bauern Westpreußens im zweiten  
schwedisch-polnischen Kriege (1654/60) gelegt.

+

Im Augustheft 1941 der Zeitschrift  
„Wartheland“ teilt Georg Schulz in einem  
Beitrag „Walter Fler“ am Vorabend  
des Weltkrieges die bisher unbekannte  
Hinterlassenschaft aus einem inzwischen auf-  
gefundenen Notizbuch des Dichters mit. In  
einer Beilage des gleichen Heftes „Bauern  
im Wartheland“ beschreibt der Gaukonfer-  
entator in Posen, Johannes, „Das Erbe deut-  
scher Baukultur im Wartheland“.

In den Blättern für Danziger Vor-  
geschichte „Gothiska Danza“ finden wir  
Aufsätze von La Baume „Zum vorgehicht-  
lichen Ackerbau im Gebiet der Danziger  
Höhe“, von Kurt Langenbeim „Zur Stel-  
lung der nord- und ostdeutschen Steinzeit-  
gefäße aus Torfmooren“ und neben anderen  
einen sehr aufschlußreichen Bericht von Wal-  
demar Heym „Die Burg des frühen Mittel-  
alters Friedeck in Briesen“, H. erbringt hier  
interessanten Nachweis, daß schon vor dem  
deutschen Ritterorden, ja vor dem Auftreten  
des Preußenbischofs Christian im Kulmer  
Land Deutsche auf dem rechten Weichsel-  
ufer als die Erbauer und Bewohner der  
Burg Friedeck (I) auftraten.

+

Der bekannte Danziger Professor Dr.  
Waldemar Dehltke, der seit 1920 sechs Jahre  
im staatlichen Auftrag an den Hochschulen  
von Peking und Tokio als deutscher Lektor  
wirkte, hat uns in seinem Lebensbericht  
„Sechzig Reisejahre eines Danzigers durch  
die Welt um die Erde“, der bei A. W. Kafemann  
in Danzig verlegt wurde, einen tempera-  
mentvollen Querschnitt durch sein Leben  
vorgeleat. Dehltke ist so mancher interessanten  
Persönlichkeit begegnet, hat viel gesehen,  
noch mehr erlebt und sie in seiner jugend-  
frischen Sprache — in seiner Launigkeit und  
einem nimmermüden Humor neben dem eigen-  
en rastlosen Lebenswerk in dessen Schilder-  
ung ein zweites Denkmal gesetzt. Es ist ein  
langes Reisetagebuch, das uns durch die  
ganze Welt führt, durch das Deutschland der  
Bismarckzeit, nach Italien, Westeuropa, nach  
China, Peking, Japan, Tokio, nach Kalifornien  
und die USA. wieder nach Europa in  
die Danziger Heimat zurück, wo er die Heim-  
kehr ins Reich erleben durfte. Nicht nur die  
Danziger, denen manches alt und jung Ver-  
trautes vor Augen gehalten wird, jeder  
Freund an der Geradsicht eines aufrichtigen  
Lebensweges wird das Buch gern lesen.  
(RM. 5,50.)

+

In Breslau gibt der Landeshauptmann  
im Schlesiens-Verlag eine sehr reichhaltige  
Zeitschrift „Schlesische Heimat“ für Heimat-  
und Naturschutz heraus. Das Januarheft  
1940 behandelt mit seinen zahlreichen Bei-  
trägen aus den weiten Arbeitsgebieten des  
Heimat- und Naturschutzes Themen, die auch  
anderen Gauen mancherlei Anregungen und  
Ideen vermitteln können. Unter den viel-  
seitigen Arbeiten dieses Heftes sei auf den  
Beitrag von Schoeneich über die alte schle-  
sische Stadt in ihrer Stammeseigenart, auf  
die von verschiedenartigen Blickwinkeln an  
die Flurnamenforschung und ihre Aus-  
wertung herangehenden Untersuchungen von  
Artur Jöbel und Friedrich Graebisch und  
auf den Aufsatz von Rudolf Stein über  
Stadtbildpflege verwiesen.

Dr. Detlef Krannhals.





# DANZIG

GOTENHAFEN



*Der deutsche Großhafen  
von weltbekannter Leistungsfähigkeit*

## Vier deutsche Bücher fürs deutsche Heim

Das dichterische Hausbuch

### **Ewiges Deutschland**

*Herausgeg. vom Winterhulfswerk des Deutschen Volkes  
352 Seiten. Leinen 3,— RM*

In diesem zeitgeschichtlichen Sammelwerk spricht Deutschland zu allen Deutschen in Worten und von Taten seiner Söhne und Töchter aus allen Gauen, Stämmen und Zeiten.

Das literaturgeschichtliche Hausbuch

### **Geschichte der deutschen Literatur**

*Von Adolf Bartels  
17. Auflage 851 Seiten. Leinen 8,50 RM*

Die einzige, rassistisch geordnete Literaturgeschichte, für das ganze Volk geschrieben als bewußt völkisch gerichtete Darstellung zur politischen und weltanschaulichen Schulung.

Das nationalpolitische Hausbuch

### **Im Herzschlag der Dinge**

*Deutsche Bekenntnisse.  
Von Georg Stammer  
142 Seiten. Leinen 4,— RM*

Es gibt wenige Bücher, die von Amts wegen, von den Pflegern, Hütern und Förderern unseres Schrifttums dem ganzen Volk so vermittelt zu werden verdienen wie dieses Werk.

Das volksgeschichtliche Hausbuch

### **Unsterbliches Deutschland**

*Völkischer Durchbruch in der Geschichte  
Von Friedrich Frh. v. d. Goltz und Theodor Stiefenhofer  
364 Seiten, 16 Karten. Leinen 5,80 RM*

Das Buch wird sich zum Freunde aller derer machen, die eine nationalsozialistische Zusammenschau des deutschen Schicksals zur geschichtlichen Bildung verlangen.

*Durch jede Buchhandlung zu beziehen / Werbeschriften H kostenlos vom Verlag*



**Verlag Georg Westermann / Braunschweig**



# Danziger Mechanische Weberei

G. m. b. H., Groß-Zünder · Telefon 22995 und Groß-Zünder 33

**Fabriklager: Danzig, heilige-Geist-Gasse Nr. 117**

15 Jahre Rundfunk in Danzig

15 Jahre Dienst am Rundfunk

## Radio Wiegel

Oberingenieur Johann Wiegel

**Danzig, Theaterplatz 14-16**

*Radio-Fachgeschäft seit 1926*

# GÖTZEN

Danziger Goldwasser  
Kurfürstl. Magen



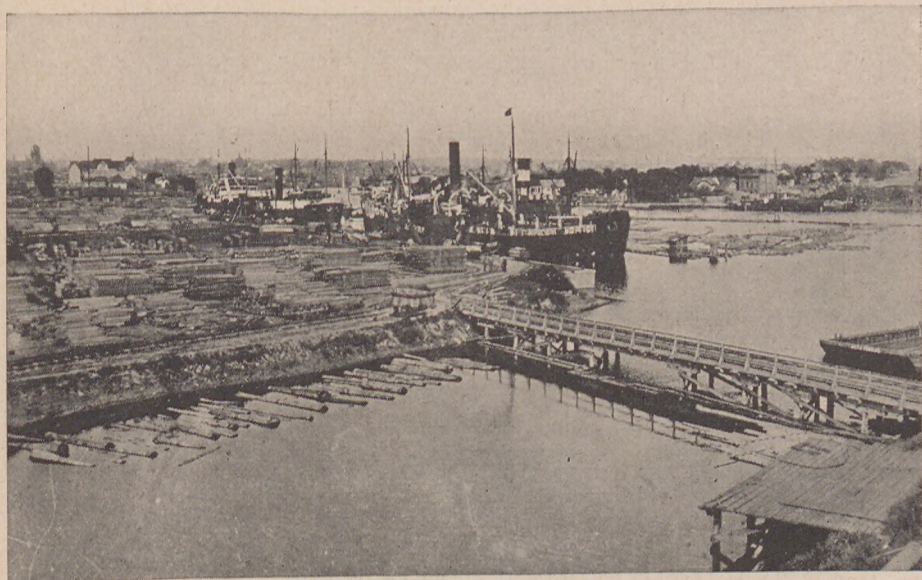
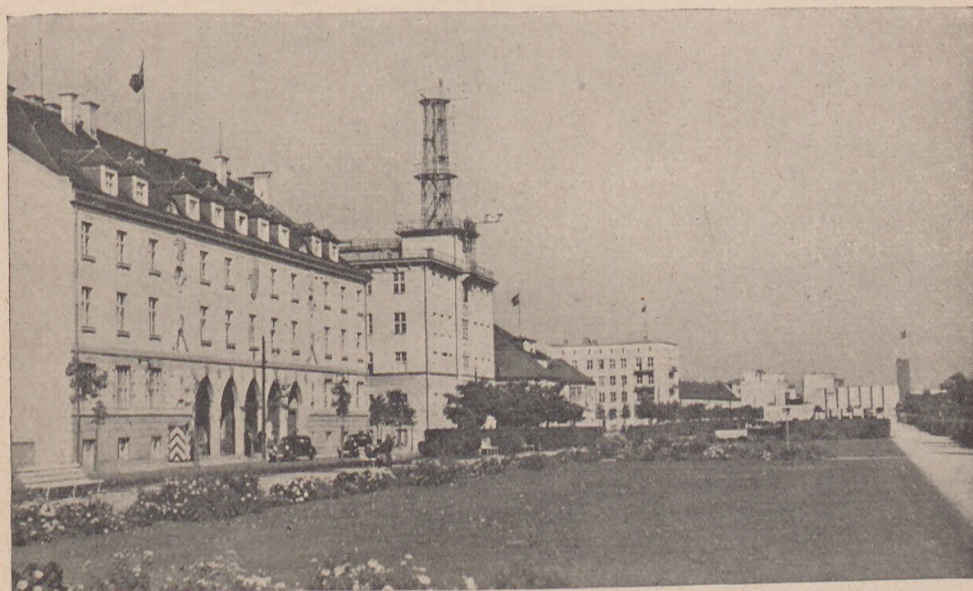
**JULIUS VON GÖTZEN · Fabrik Original Danziger Liköre · DANZIG**



# Götenhafen

die aufstrebende Stadt mit günstigen  
Entwicklungsmöglichkeiten für Handel, Handwerk und Industrie

Auskunft: Verkehrs- und Werbeamt der Stadt Götenhafen



## BERGFORD

HOLZ-SPEDITIONS- UND LAGER-BETRIEBE

Inhaber Wilhelm Johannes

HOLZ-IMPORT, HOBELWERK

Danzig, Weißhöfer Außendeich 5

## **Holzexport und Handelsgesellschaft Paetz & Co.**

Holz-Großhandel, Export u. Import

**DANZIG**

Hopfengasse Nr. 33

Telegramm-Adresse: Holpa

Telefon Nr. 25008

## **HANS SCHACHT & CO.**

*Holzgroßhandlung*

**DANZIG**

## **Dietrich Dirksen**

Berufsbekleidungs- u. Schürzenfabrikation  
Textilwarengroßhandel

**DANZIG**

Heilige-Geist-Gasse 87/89, Telefon 273 90, 273 91

Generalgouvernement: Warschau, Lowicz, Grojec

## **Kurt Frost**

TEXTILWAREN-GROSSHANDLUNG  
AUSRÜSTUNG

**DANZIG**

GROSSE WOLLWEBERGASSE 9-10

Telegramm-Adresse: „Textilfrost“ / Telefon 23937





## BUGSIER-

REEDEREI- UND BERGUNGS-GMBH. — DANZIG, LANGER MARKT 38

**SCHLEPPSCHIFFFAHRT, BERGUNGEN**

Schlepper aller Größen · Tag- und Nachtdienst  
 Telefon: 35297, 24491, 24497 — Telegramm-Adresse: „Bugsier“



Telegr.-Adresse:  
**SIEGCO DANZIG**  
 Fernsprecher  
 Nr. 23066, 23081

# ERNST SIEG

(vorm. Sieg & Co. G. m. b. H.)

## DANZIG und GOTENHAFEN

Schlepp-, Bergungs- und Leichterreederei - Kohlen Großhandlung  
 und Kohlenumschlag - Bunkerkohlen - Frischwasser

Hauptkontor: DANZIG, Langer Markt 20 - Hafenkontor: NEU-  
 FAHRWASSER, Ruf 35202 - GOTENHAFEN, Dän. Kal, Ruf 1908

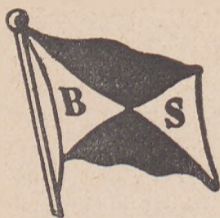
# J. E. Schönenberger

Inh. Hans-Werner Schönenberger

**Neustadt Wpr.**

Adolf-Hitler-Straße 282 · Ruf 271

Stabeisen - T-Träger - Eisenwaren - Werkzeuge - Maschinen  
 Installationsartikel - Baumaterialien - Fensterglas  
 Haus- und Küchengeräte - Jagdwaffen - Waffen und Munition



# BEHNKE & SIEG, DANZIG

Reeder, Schiffsmakler  
Befrachtungs- und Bunkeragenten

TELEGRAMME: „BEHNSIEG“

Hauptkontor:  
DANZIG, Langer Markt 20  
Telefon Sammel-Nr. 23541

Hafenkontor:  
NEUFAHRWASSER  
Telefon Nr. 35341/42

Hafenkontor:  
GOTENHAFEN  
Telefon Nr. 1908

## Carl Voigt

Kolonialwaren-Großhandlung

DANZIG

Fischmarkt Nr. 37/39

*Anglas*

SCHOKOLADE  
PRALINEN  
KAKAO

OBST- UND GEMÜSE-

Telegramm-Adresse  
„FRUCHTLUCKS“

IMPORT

Telefon: 232 32 und 232 09  
Nach Büroschl. Lucks 232 09

Ernst  Lucks  
DANZIG



*Lucie Funk*

WEICHSEL-BUCHHANDLUNG

**Dirschau**

Adolf-Hitler-Str. 20, Fernruf 1174

*Buchhandlung - Kunstgewerbe*

**die neue linie**

bringt im Dezember:

*Das Weihnachtsheft*

Aus dem Inhalt:

Geistige Ernte 1941 — Soldaten dichten — Die schönsten  
deutschen Gläser — Das Jahrhundert des Kindes — Die Frau  
des neuen Europa u. a. m. — Insgesamt 6 Farbtafeln

PREIS RM. 1,— / VERLAG OTTO BEYER LEIPZIG / BERLIN

**Emil A. Baus**

Danzig, Große Gerbergasse 6/7

**Werkzeuge — Maschinen — Eisenwaren**

# OSTDEUTSCHE PRIVATBANK A. G.

(vorm. Danziger Privat-Actien-Bank)

Danzig, Langgasse 32-34

Telegramm-Adresse: Privatbank / Fernruf Nr. 254 41 und 280 87

Gegründet 1856

Niederlassungen:

POSEN / BROMBERG / THORN / GRAUDENZ / PR.-STARGARD / GOTENHAFEN / LAUENBURG i. Pom. / STOLP

Depositenkassen:

DANZIG, Stadtgraben 12 / LANGFUHR, Adolf-Hitler-Straße 80 / NEUFAHRWASSER, Olivaer Straße 8  
ZOPPOT, Am Markt

Erledigung sämtlicher Bankgeschäfte

# BANK DER DEUTSCHEN ARBEIT A. G.

Niederlassung Danzig, Langer Markt 9-10, Fernruf Nr. 280 41 / Telegramm-Adresse: Arbeitsbank

Durchführung aller bankmäßigen Geschäfte

Annahme von Spargeldern

Gefolgschaftssparen

Hauptsitz: Berlin C 2, Wallstraße 61-65, Märkisches Ufer 26-34

Niederlassungen in allen Teilen Großdeutschlands



OTTOMAR

# STEINBACH

HANSESTADT DANZIG · GEGENÜBER DEM RATHAUS

FERNRUF: SAMMELNUMMER 26041

## Papierhandlung / Bürobedarfshaus

Generalvertreter der **Urania-Schreibmaschine** und der

**Sindri-Durchschreibebuchhaltung**

der Fa. König & Ehardt, Hannover

---

**Großes Lager in Geschäftsbüchern**

besonders in Spaltenbüchern und amerikan. Journalen

## Buch-, Kunst- und Offset-Druckerei

für Behörden, Industrie und Handel



# BERGTRANS

SCHIFFAHRTS-AKT.-GES.



Schiffsmakler und Linien-Agenten  
Stauerei  
Koblenexport / Bunkerkohlen  
Passagier-Verkehr  
Havarie-Agenten

## DANZIG, LANGER MARKT 3

Telefon 225 41, (13 Linien), Telegr. Bergtrans  
Zweighthor GOTENHAFEN, Pillauer Str. 3, Telefon 2757 und 4861

# Walter Kroll, Danzig

Büro: Hansaplatz Nr. 14, Fernsprecher  
22509 und 22609

Lager: Strohdeich, Nehrunger Weg 11-13  
Fernsprecher 23835

Telegr.-Adresse:  
22509 Kroll, Danzig

# HOLZ

Groß-Ein und Ausfuhr-Handel  
Rammplähle, Rund- und Schnittholz

# ARTUR ENGELHARDT, DANZIG

## Abt. A

Apothekenbedarf  
Medizinflaschen  
Standgefäße mit eingedr. Beschriftung  
Glasgeräte, Trichter  
Messuren usw., Glasballons  
Gärflaschen, Korke und Spunde  
Vierka-Weinhelven und Einmacheartikel  
Garantol-Eierkonservierung usw.

## Abt. B

Jenner feuerfestes Glasgeschirr  
Konservengläser  
Kelch- und Tischglas  
Porzellan  
Steingut  
Lampen, Zylinder, Dochte  
Verdunster für Heizungen  
usw.

Lieferung erfolgt nur an Wiederverkäufer

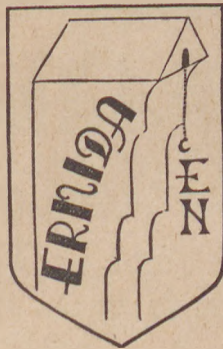
## Großhandlung für Apothekenbedarf und Wirtschaftswaren

Kieblitzgasse 3, Ruf 263 32 und 263 33

# „ERNIDA“

## Lederbekleidung

## Wettermäntel



# Erich Nissel

Danziger  
Lederbekleidungs-  
Fabrikation

Danzig, Hell.-Geist-Gasse 36

Telefon 28267

# Karl-A. Schülke

Textilvertreffungen ~ Großhandel

**DANZIG**

Große Gerbergasse 5, Telefon 238 61



*KONSERVEN  
MARMELADEN*

**Degner & Jlgner**

Inh. Percy Jlgner

Danzig, Englischer Damm Nr. 1

**Einkaufsgenossenschaft der Kolonialwarenhändler**

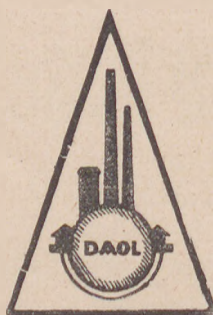
e. G. m. b. H.

**DANZIG**



Milchkannengasse 12

**Kolonialwaren- und Lebensmittel-Großhandel**



**DAOL-LACKE**

sind gut und zuverlässig und  
daher in jeder Fabrik unentbehrlich

**DAOL-**

Gesellschaft für Lack- u. Farbenfabrikation mbH.  
**DANZIG-OLIVA**





# Sülzner & Fleischer

GROSSHANDEL IN GARNEN, KURZ- U. MODEWAREN,  
STRUMPFEN, WIRK- U. STRICKWAREN, HANDSCHUHEN,  
WOLL- U. BAUMWOLLSTOFFEN, BERUFSBEKLEIDUNG

Danzig

Böttchergasse 24/27, Telefon 27251, 22881, 25211, 25027  
Postfach 81

## Die Dichtung des deutschen Ostens

Umriss zu einer ostelbischen Literaturgeschichte

Von Kurt Gerlach

1941, 363 Seiten, broschiert RM. 6,—, Leinen RM. 7,50

Gerlach will keine umfassende Literaturgeschichte bieten, d. h. es kam ihm nicht darauf an, möglichst viele Namen und Daten zusammenzustellen, sondern er ist bestrebt, die „Haupttendenzen in der Geschichte des ostdeutschen Schrifttums aufzuzeigen und es von dem des deutschen Südens abzuheben“. Besonderes Gewicht legt er dabei auf den Begriff des Volkhaften in der Dichtung. ... Das Buch zeichnet, seinem Grundgedanken entsprechend, vielfach nur in harten, sparsamen Linien, aber es ist aus großer Sachkenntnis und edlem Willen heraus geschrieben. Darum dürfen wir es als eine achtbare Bereicherung der wissenschaftlich-heimatkundlichen Literatur betrachten.

Reichssender Breslau 9. 10. 1941.

Der neue Reichsgau

## Danzig - Westpreußen

Ein Arbeitsbericht vom Aufbauwerk im deutschen Osten

Von Wolfgang Diwerge

1940, 104 Seiten mit einer Karte, broschiert RM. 1,80

... Von den Grenzen, der Lage und den geographischen Verhältnissen ausgehend, kommt der Darsteller auf die sehr bewegte bevölkerungspolitische Entwicklung im Laufe der Jahrhunderte, um dann die Geschichte der NSDAP. in Danzig und den Kampf um die Befreiung dieser alten deutschen Stadt zu schildern. ... Diese sehr anschauliche Schrift ist nicht nur als historisches Bild und Schau über das bisher Geleistete gedacht, sondern sie zeigt ebenso auch die noch der Verwirklichung harrenden Probleme und will vor allem bei der Bevölkerung des Reiches für diesen zukunftsreichen Ostgau werben.

Köln. Zeitg. 30. 10. 1940.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

**Junker und Dönhaupt Verlag, Berlin**

## Herbert Horn

TEXTILHANDELSVERTRETUNGEN

DANZIG

Jopengasse 25/26, Telefon 28276



**Dr. August Oetker**

**Nährmittelfabrik**

**Danzig-Oliva**

*Der*  
**Selikan**  
**FÜLLHALTER**  
*schreibt sofort an  
und kleckst nie!*



*Viel begehrt,  
aber zur Zeit nicht immer  
zu haben*